

Das Werk



Besigheim am Neckar.

Kadierung von Walter Komberg.

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



November 1934

Heft 11

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, November 1934

Heft 11

Ruf in die Zeit.

Ein freier denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt; oder, wenn er bleibt, so bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Besseren.

Er fühlt, daß man sich über das Schicksal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne selbst möglich sei, das Schicksal zu leiten.

Er bestimmt nach seiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchste sei; er entwirft sich einen Lebensplan und strebt seinem Ziele nach sicher aufgestellten Grundsätzen mit allen seinen Kräften entgegen.

Heinrich von Kleist.

„Das wirkliche Frankreich“.

Von Karl Lögel.

Sieben erschien in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, ein Buch von Karl Lögel: „Das wirkliche Frankreich“. In eindringlichen Bildern macht uns hier der Verfasser mit Art und Wesen des französischen Volkes vertraut. Jeder, der das richtige Verständnis den französischen Handlungen und Vorgängen entgegenbringen will, muß sie aus dem Nationalcharakter des Volkes zu verstehen versuchen. Das Verständnis dazu vermittelt uns das ausgezeichnete Werk, dem wir mit Erlaubnis des Verlages nachfolgenden Abschnitt entnehmen.

Der echte Franzose hat zwei Bestrebungen, die zusammenlaufen sollen. Einmal will er in sparsamer Bescheidenheit sich einer schlichten Lebensfreude hingeben. Das Leben soll ein Genuß sein, soweit es geht, und dann soll möglichst bald die Arbeit aufhören, damit man sich draußen auf dem Lande ungestört des Daseins freuen darf — Rentnergelück!

Wie steht man nun zur Arbeit?

Über meinem Schreibtisch hängt ein Spruch: „Nicht um zu leben sind wir da, nur um unsere Pflicht zu tun.“ Er ist in einem französischen Büro unmöglich. Würde ich ihn aufhängen, so würde sicher bald die Reinmachefrau oder ein kaufmännischer Angestellter oder auch ein Schreibmaschinenmädchen das Blatt herausnehmen, und einige Tage später würde ebenso unter Glas und Rahmen zu lesen sein: „Um zu leben, sind wir da, nicht um unsere Pflicht zu tun.“ Denn die Lebensbejahung und nicht das Opfer des Daseins ist der Ausgangspunkt französischer Lebensphilosophie.

Ich habe mit zwei Franzosen auf dem großen flandrischen Friedhof der Deutschen in Langemark gestanden. Das Eingangsmonument trägt die Inschrift: „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen.“ Zwei Tage später war ich bei den Franzosen zu Gast, und der Jüngere von beiden teilte mir mit, daß er diese Inschrift nicht verstehen könne. Die belgische Regierung hätte sie verbieten sollen, denn sie sei haßerfüllter Chauvinismus. Er verstand sie so: Weil Deutschland leben will, müssen viele sterben. Und man solle doch endlich aufhören, mit dem Kriege zu spielen. Es hat sehr viel Mühe gekostet, bis man ihm den deutschen Sinn dieser Inschrift begreiflich machen konnte, nämlich den, daß das Volk, das von Urahnen, Mutter und Kind bis zu Enkel und Urenkel in unendlicher Kette fortlebt, doch das Primäre sei. Als er begriffen hatte, was wir Deutschen in dieser Inschrift lesen, wurde er still, schüttelte den Kopf und sagte: „O nein, ich muß leben, und ich will leben, und Frankreich soll sorgen, daß ich nicht sterbe.“

Das soll nicht heißen, daß der französische Soldat oder Arbeiter nicht gut, nicht tapfer und nicht zuverlässig ist, das bedeutet aber, daß Arbeit eine notwendige aber lästige Begleitererscheinung des Lebens darstellt, und daß der Adel menschlichen Daseins nicht durch Arbeit, sondern durch ruhigen Genuß verkörpert wird. Beschäftigung und Arbeit sind zweierlei. Man muß sich beschäftigen, um Geld zu verdienen, um sparen zu können. Und der Erfolg dieser Beschäftigung muß möglichst in steigenden Spareinlagen sichtbar werden.

Ich habe eine modern eingerichtete Strumpfwirkelei gesehen. Die Maschinen sind alle aus Chemnitz-Kappel. Der Direktor dieser Fabrik ist ein Franzose, der auf deutscher Hochschule war und als Ingenieur in einem deutschen Textilbetrieb volontiert hat. Seine Fabrikanlage und Organisation lehnt sich peinlich genau an deutsche Vorbilder an. Aber, so sagte er, es sei nicht möglich, in seiner Fabrik dieselben Produktionsleistungen zu erzielen wie in Deutschland. Man käme nur auf 80 v. H. der Kapazität. Das läge an den Arbeitern, die ein höheres Maschinentempo ablehnen. Er hat z. B. Akkord- und Leistungsprämien ausgesetzt, um seine Arbeiter zu erziehen, die gleichen Leistungen wie in Deutschland zu erreichen. In dem Augenblick, wo das höhere Tempo der Maschine eingeschaltet wird, kommen die Leute zu ihrem Chef und sagen: „Monsieur André, c'est impossible.“ Er muß

den langsameren Gang einschalten, wenn er weiterarbeiten will. Nicht einer will die Prämie verdienen.

In einem großen Büro in Lille muß bis drei Uhr nachmittags die Post fertig sein, damit sie noch mit den Fern-Rapidezügen expediert werden kann. Der Mann muß sich an den Schreibmaschinen mehr Mühe halten als normalerweise nötig sind. Denn zu den feststehenden Grundsätzen französischer Lebensführung gehört das Axiom: zwischen zwölf und zwei Uhr wird gefrühstückt, und der Chef erreicht es mit keinem Mittel, daß auch nur eine einzige seiner Gehilfinnen von zwölf bis zwei Uhr an der Maschine sitzenbleibt, wenn dringliche Arbeit vorliegt. Er hat mehrfach erhebliche Prämien angeboten, aber mit einem schelmischen „Merci, monsieur“, hat man sie abgelehnt. Beschäftigung und Arbeit ist also zweierlei — und von zwölf bis zwei Uhr wird gefrühstückt. Wer aber etwa denkt, daß daraus Gegensätze des Klassenkampfes entstünden, der hat das französische Volk gar nicht begriffen. Denn der Chef macht es ja genau so. Wenn er mitten in Verhandlungen über ein abzuschließendes Geschäft steht und die Mittagsglocke schlägt, dann reicht er seinem Kunden freundlich die Hand und sagt: „Au revoir, monsieur, à deux heures.“ Es gibt kein Kind in Frankreich, das etwas Derartiges nicht für selbstverständlich hielte.

Vor einigen Jahren wurde in der Nähe von K. mit deutschen Maschinen eine Drahtzieherei etabliert. Als das Werk fit und fertig war, fand man in Frankreich keine Vorarbeiter oder Meister. Es gab noch keine Fabrik dieser Branche im Lande. Nach wochenlangem Kampf mit dem Präfekten erhielt man die Genehmigung, drei deutsche Meister aus Westfalen kommen zu lassen. Diese leben nun schon mehrere Jahre inmitten der französischen Arbeiterschaft und haben sich recht gut eingerichtet. Sie sind in keiner Weise Belästigungen ausgesetzt gewesen. Auf meine Frage an den Unternehmer, ob er denn nun mit seinem modernen, technisch gut eingerichteten Betrieb zufrieden sei, erhielt ich die Antwort: „Ja, ich bin zufrieden, aber die drei deutschen Meister nicht.“ Er erklärte das dann weiter damit, daß diese drei Deutschen weiter danach trachteten, daß die Fabrik zu Höchstleistungen gebracht werde. Er versteht diesen Ehrgeiz nicht, denn er ist ja tief durchdrungen von dem Unterschied: Arbeit und Beschäftigung.

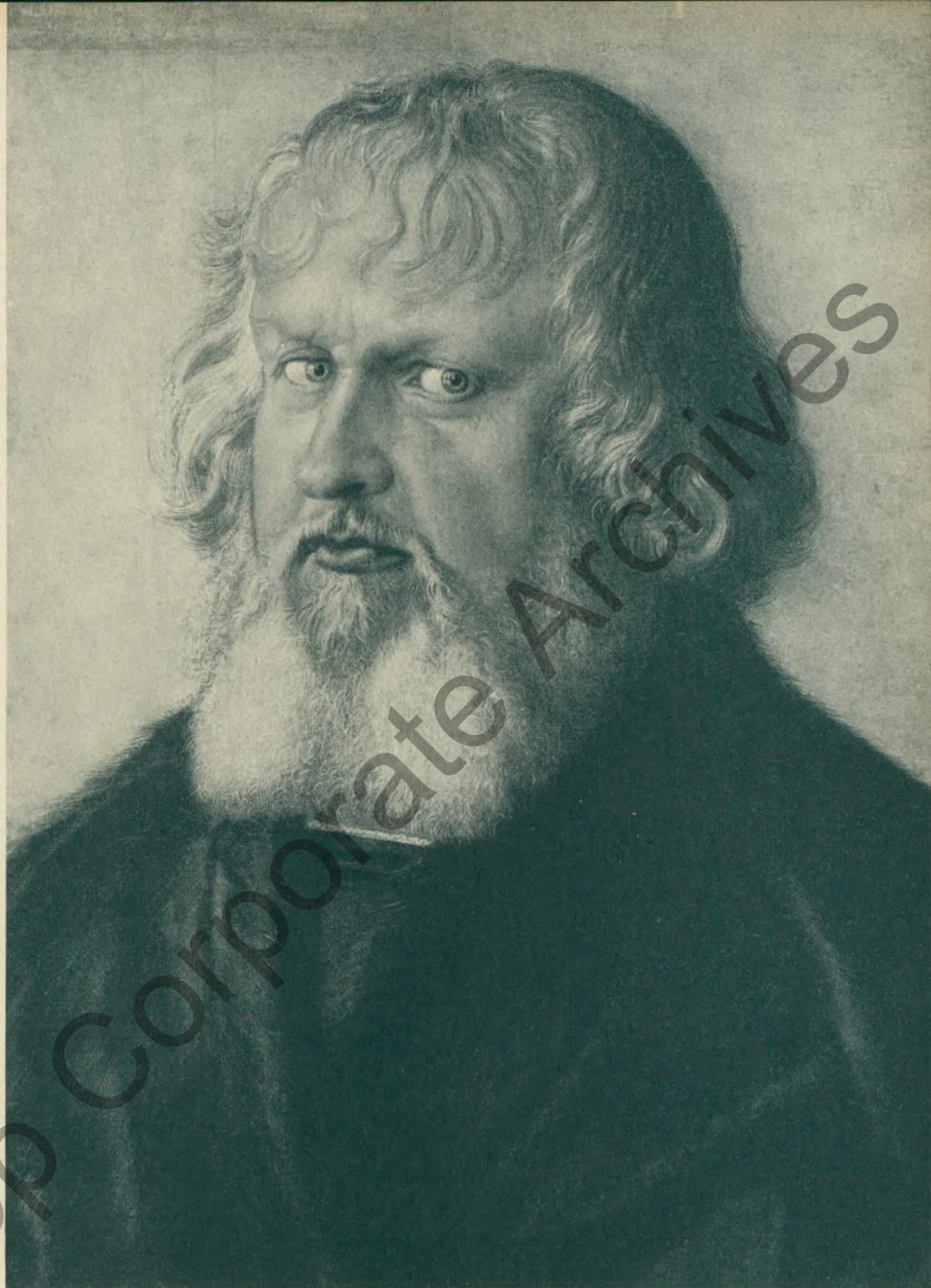
Wenn nun aber der Franzose nach Osten schaut, sieht er jenseits des Rheins ein Volk, das jederzeit bereit ist, aus der Tiefe sozialer Not heraus sich ein menschenwürdiges Dasein zu erarbeiten. Er hört vom Kantischen Imperativ erzählen, daß das Leben köstlich gewesen sei, so es voll Mühe und Arbeit war, und daraus wächst ein gewaltiger Gegensatz. Hier ein Volk, dessen Arbeitswille und Energie keine Grenzen kennt, und dort eine Nation, für die auch in der Arbeit Maßhalten das oberste Gebot ist. Und nun kommen der deutsche Fabrikant und der deutsche Kaufmann. Sie bieten ihre neuesten Erzeugnisse an, besser, billiger und anpassungsfähiger. Jeder französische Wirtschaftler weiß eines ganz genau: Wenn das deutsche Volk frei wäre, wenn die Zinslast und die Auslandsschuld seine Schultern nicht mehr drückten, dann ginge ein Wettkampf los, über dessen Ausgang kein Mensch in Frankreich im Zweifel ist. Am Ende solcher Erwägungen aber steht beim Franzosen das Wort „Sûreté“, der Politiker und Journalist sagen dazu „Les Allemands“, und — alle verstehen sich.

Albrecht Dürer und die Nürnberger „Pfeffersäcke“.

Von
Walter Kresting.

Der
Nürnberger Ratsherr
Hieronymus Holzschuher.

Gemälde von Albrecht Dürer
(1526).



Die große Zeitenwende im 15. und 16. Jahrhundert brachte dem oberdeutschen Handel eine reiche Blüte. Wurden doch die Handelsstädte Regensburg, Augsburg, Nürnberg Umschlagplätze für die Schätze des Orients nach dem nördlichen Europa und umgekehrt für englische Stoffe, russisches Pelzwerk und deutsche Metallwaren nach dem Süden. In Nürnberg selbst wurden Harnische, Schwerter und Pokale für den Export gefertigt und mit dem Gütezeichen der städtischen Warenschau versehen; in den Färbereien wurde Leinen aus der Oberlausitz vor dem Weitertransport nach dem Süden gefärbt und veredelt; Kupfer aus dem Mansfelder Gebiet, aus Ungarn und Böhmen wurde von hier nach dem Ausland ausgeführt. Der Hauptumschlag ging über Venedig zur Levante, aber Nürnberger Kaufleute waren auch tätig in Spanien, in Lemberg und Krakau, Antwerpen und Lyon; ebenso unterhielten sie Niederlassungen in Leipzig für den Ost-West-Verkehr, der Pelzwerk aus Posen gegen Tuch aus Mecheln und Maastricht vermittelte. Aus Venedig holten die Wagenzüge

der Nürnberger und Augsburger Kaufleute die auf einmal überall stark verlangten Gewürze: Nägelein, Zimt, Muskatnuß, Ingwer, Pfeffer sowie feine Seidenstoffe, Schleier und andere Luxuswaren. Mit Venedig wetteiferte aber nach Erschließung des Seeweges nach Indien Lissabon. Jahr für Jahr kreuzten gewürzbeladene portugiesische Flotten zwischen Indien und der Heimat. Oberdeutsche Kaufleute rüsteten auch selbst Schiffe dieser Flotten aus und weilten Anfang des 16. Jahrhunderts sogar zeitweilig in Vorderindien.

Zu diesen unternehmenden Kaufleuten Nürnbergs gehörte Hans Lucher, den Albrecht Dürer gemalt hat. Das Handelshaus Lucher war besonders führend im Safranhandel. Seine Aufkäufer bereisten Italien, Spanien und besonders Südfrankreich, wo diese als Gewürz und Farbstoff wichtige Droge hauptsächlich gewonnen wurde. Die Hauptumschlagplätze waren Lyon und Antwerpen und natürlich Nürnberg selbst, wo sich im ersten Stockwerk der „Alten Waage“ eine besondere Safranschau befand. Die Lucher waren nicht nur



Der
Nürnberger Kaufmann
Hans Lucher.

Gemälde von Albrecht Dürer
(1499).

großzügige und gleichzeitig umsichtige Kaufleute, die lange reinen Geldgeschäften fernblieben und dadurch ihren Handel gesund erhalten haben; sie stellten auch ihrer Vaterstadt die besten Bürgermeister. Der Vater unseres Hans Lucher, den wir hier im Bilde sehen, ist jener Handelsherr, der im Jahre 1479 mit dem Herzog von Mecklenburg von Venedig aus auf neuen Wegen ins Heilige Land gezogen ist und in Jerusalem zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen wurde. Dessen Bruder Anton war jahrzehntelang Erster Losunger von Nürnberg und hat sich als solcher große Verdienste um seine Vaterstadt erworben. Er war es, der mit Götz von Berlichingen verhandelte, als dieser Nürnberger Kaufleute, die von der Leipziger Messe zurückkehrten, aufgehoben und beraubt hatte, weil ihm von der Freien Reichsstadt Unbill geschehen war. Anton Lucher gehörte zu dem reformatorisch gesinnten, die geistige Elite von Nürnberg darstellenden Kreis der „Staupizianer“, der sich im Augustinerkloster versammelte, und zu dem sich mit seinem Freunde, dem Ratsherrn Willibald Pirckheimer, auch häufig Dürer einfand. Kein Wunder also, daß Hans Lucher der Jüngere zu dem jungen Dürer in Beziehung trat und sein Bildnis von ihm malen ließ.

Als Albrecht Dürer das Bildnis des vornehmen Nürnberger Handelsherrn malte, wohl das erste Bildnis überhaupt, das er auf Bestellung anfertigte, war Hans Lucher 43 Jahre alt. Zur selben Zeit und ebenfalls in halber Lebensgröße malte der damals erst achtundzwanzigjährige Meister die Gattin Luchers, Felicitas Lucherin. Beide Bilder waren ehemals durch Echarniere zu einem Doppeltäfelchen verbunden. Es entsprach einem Brauche jener Zeit, daß bei Eheleuten der eine Teil einen Ring, der andere eine Blume hielt.

In demselben Jahre noch, 1499, malte Dürer den Oswald Krell, der ihm wohl durch die Lucher, vielleicht auch durch seinen Freund, den Stephan Paumgartner, zugeführt worden war. Diese großen Handelsherren standen mit Krell in geschäftlicher Verbindung, denn er war Faktor der Ravensberger Handelsgesellschaft, für die Nürnberg der östliche Stützpunkt ihres sehr umfangreichen Handels war. Dort wurden die östlichen und nordöstlichen Waren, besonders aber auch Metallwaren aus Nürnberg selbst, in großen Mengen eingekauft. — Welch ein Gegensatz zwischen den Bildnissen des Hans Lucher und des Oswald Krell! Dort der vornehme, schon etwas überfeinerte, schon ein wenig hochmütige Sproß eines alten,

Felicitas Lucherin.
Gemälde von Albrecht Dürer
(1499).



ratsfähigen Geschlechts, in starker Charakteristik, aber ohne besonderen Farbenreiz gemalt, und hier der geradezu kühn dreinschauende unternehmende Geschäftsmann, der seinen Erfolg zu erzwingen weiß. Prächtig breit und lebenswahr steht er da, der „Oswolt Krel“, in seinem schwarzen Samtmantel mit braunem Pelz. Der Maler hat das Bildnis auf einen kräftig roten Grund gesetzt und damit die Darstellung dieser energiegelassenen Persönlichkeit, die allerdings auch weicherer Züge nicht ermangelt, trefflich ergänzt.

Um diese Zeit, Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, bildeten sich mancherorts in Deutschland aus einer inbrünstigen Muttergottesverehrung die Rosenkranzbruderschaften. Sie wollten die schönsten und tiefsten Gebete, „Blumen aus dem edelsten Lustgarten der Heiligen Schrift“, herausfuchen und der Jungfrau Maria darbringen. Weiße und rote Rosen, Freuden und Leiden der Muttergottes sollte der Gebetskranz vereinen. In der Kunst bilden die gemalten Madonnen im Rosenhag eine Vorstufe zu solchen Darstellungen, und ein wirklicher Rosenkranz ist dann der „Englische Gruß“ in St. Lorenz in Nürnberg. Die Stifter dieser einzigartig kunstvollen Schnitzerei des Veit Stof, Anton Lucher und seine Freunde, werden einer solchen Rosenkranzbruderschaft nahegestanden haben, und es mag in diesem Kreise

Nürnberger Kaufleute zuerst der Gedanke aufgetaucht sein, durch ein großes Gemälde diesen Rosenkranzkultus zu ehren. Die Beziehungen zwischen der Vaterstadt Nürnberg und dem deutschen Kaufhaus in Venedig waren so vielseitig und so eng, daß es nicht zu verwandern braucht, wenn dort in der Fremde der Plan zur Ausführung gelangte.

Wir wissen nicht, ob Albrecht Dürer schon einen festen Auftrag in der Tasche hatte, als er am 1. Herbstmorgen des Jahres 1505 mit einem Imhof'schen Wagenzug aus Nürnberg gen Süden ritt. Zwischen Warenballen war seine Kunstware verstaut: Holzschnitte des Marienlebens, Kupferstiche und einige kleine Malereien, die er bei den Welschen an den Mann zu bringen hoffte. In sorglosen Wanderjahren war er als dreiundzwanzigjähriger geringer Maler recht schon einmal in Italien gewesen; nun ritt er als anerkannter Meister in Gesellschaft des hochmögenden Hans Imhof über Schongau und den Brenner geradenwegs auf Venedig zu, wo sie nach drei anstrengenden Wochen anlangten. Dürer nahm Wohnung im Gasthaus von Peter Pender, wo gewöhnlich die Deutschen abstiegen, die nicht Kaufleute waren. Hans Imhof dagegen mußte im Fondaco dei tedeschi, dem Kaufhaus der Deutschen, wohnen; das war strenge Vorschrift der Signoria von Venedig, der es darauf ankam, den Handel der deutschen



Das Rosenkranzfest.
Gemälde von Albrecht Dürer (1506).

Kaufleute aufs genaueste zu überwachen und unter keinen Umständen eine direkte Handelsbeziehung zwischen den Deutschen und der Levante zuzulassen. Die Monopolisierung des gesamten Warenzugs zwischen Morgen- und Abendland war ja die Quelle von Venedigs Reichtum. So durften die Deutschen auch nur deutsche Ware einführen, nicht etwa flandrische, die holten sich die Venetianer selbst als Rückfracht für ihre Galeeren. Außer den venezianischen Leitern des deutschen Hauses, den Visdomini, stellte die Regierung die Salsalen (Maßler) an, die als Dolmetscher und Vermittler, gewissermaßen als Unterkäufer zwischen den deutschen Kaufleuten und den Venetianern tätig waren. Das waren einträgliche Posten, die denn auch manchmal bedeutenden Künstlern als Ehrengabe verliehen wurden. So hinderlich das alles für den deutschen Handel sein mochte, so hatte dieser doch gerade um die Jahrhundertwende einen außerordentlichen Umfang angenommen; wir hören, daß z. B. die Fugger allein zu einem bestimmten Zeitpunkt für 60000 Dukaten Kupfer aus Deutschland eingeführt und in Venedig gelagert hatten, und daß die Deutschen in einem einzigen Monat für 140000 Dukaten Spezereien kauften.

Ein schwerer Schlag war es für die Deutschen, als im Winter 1504/1505 ihr Kaufhaus bis auf den Grund nieder-

brannte. Venedig, dem der Wettbewerb Portugals nach der Erschließung des Seeweges nach Indien ohnehin immer lästiger wurde, sah eine Quelle seines Wohlstandes bedroht; der Wiederaufbau wurde sofort in Angriff genommen und den deutschen Kaufleuten bis zur Fertigstellung benachbarte Lagerhäuser zur Verfügung gestellt. Der Neubau der deutschen Kaufhalle wurde dem deutschen Baumeister Hieronymus übertragen. Mit ihm sowie mit den Nürnberger und Augsburger Kaufherren, die ihre Kammern alle schon seit Jahrzehnten im Fondaco besaßen, den Fugger und Welser, Hirschvogel, Lucher und Imhof, hatte Dürer freundschaftlichen Verkehr, und so sah er voll Anteil das neue Kaufhaus der Deutschen als einen großen, schlichten Bau in Sandstein und Ziegel am Canal grande emporwachsen. In drei Stockwerken mit einigen siebenzig Kammern für die Kaufleute und ihre Waren umschloß es einen offenen Hof. Sechs hohe Pfeiler bildeten nach dem Kanal zu eine fünfbofige Landungshalle; in der Mitte darüber war ein marmornes Relief eingelassen mit der Inschrift: „Den Deutschen gewidmet“. Im ersten Stockwerk befanden sich zwei Gänge und vor jedem ein Balkon, von denen man auf die deutschen Barken hinabschaute, die die weiten Bogen des Ponte di Rialto durchfuhren, um am



Der Nürnberger Kaufmann Oswald Krell.
Gemälde von Albrecht Dürer (1499).

deutschen Kaufhaus Waren auszuladen. Und dann schaute man wohl zur Seitengasse hinüber, an deren Ecke, in einem alten Lagerhaus der Deutschen, Dürers Werkstatt lag. Ging man dieses Gäßchen stadteinwärts, so gelangte man zur Kirche San Bartolomeo, der Begräbniskirche der Deutschen.

Dürer war erst kurze Zeit in Venedig, da erhielt er von den Landsleuten im Deutschen Haus den Auftrag, für den Altar der deutschen Nation in der Kirche San Bartolomeo ein großes Altarbild zu malen. Nicht nur die deutschen Kaufleute waren seine Auftraggeber, auch die Zünfte der Ballenbinder und der Lastträger am Fondaco beteiligten sich daran, denn auch sie hatten ihre Gruft in San Bartolomeo. Als Inhalt des Gemäldes wurde das Rosenkranzfest, eine Verherrlichung des neuen Gebetskultus mit dem Rosenkranz, bestimmt. Bis zum Frühjahr 1506 hatte der Meister mit den zahlreichen Studien zu tun, dann ging er an die Ausführung des Gemäldes, und gegen den Herbst zu war die Arbeit vollendet. Wie andere berühmte Bilder, so hat auch dieses in den späteren Jahrhunderten mannigfache Schicksale gehabt und war zeitweilig ganz verschwunden; heute befindet es sich in stark beschädigtem Zustand im Prämonstratenserstift Strabas zu Prag. Es stellt in festlicher Szene dar, wie die Jungfrau Maria den Kaiser Maximilian mit einem natürlichen Rosenkranz krönt und das Jesuskind den Papst Julius II. An der Schmückung des Gefolges mit Rosenkränzen ist außer den Engeln der heilige Dominicus, der Begründer des Rosenkranzkultus, beteiligt. Neben den hervorragenden Männern und Frauen unter den Deutschen Benedigs kniet seitlich hinter dem Kaiser, einen Rosenkranz betend, der Hauptstifter mit seiner Gemahlin, in denen man den Nürnberger Kaufmann Bernhard Hirschvogel mit seiner Frau Barbara zu erkennen glaubt. Er wird nicht nur durch seine Stellung im Bilde, sondern auch in der Farbe seines weiten Überrocks aus der anbetenden Schar hervorgehoben. Dieses Hellblau, das sonst in dem Gemälde nicht wiederkehrt, ist ein Abganz des kräftig leuchtenden Blaus, das die Madonna umhüllt. Rechts neben dem Stifter wird noch der Baumeister des Deutschen Hauses, Hieronymus, mit dem Winkelmaß sichtbar und weit im Hintergrund, vor einem Baume stehend, der Künstler selbst. Er hält eine Papierrolle in der Hand, auf der zu lesen ist, daß dies Werk von dem Deutschen Albrecht Dürer nach fünf Monaten im Jahre 1506 vollendet wurde.

Als das Bild kaum fertig war, wurde es in der Werkstatt des Künstlers von dem kunstsinnigen Dogen Leonardo Loredano und dem Patriarchen von Venedig besichtigt. In ihrem Gefolge befanden sich nicht nur die hervorragendsten der deutschen Kaufleute, sondern auch die besten Künstler Benedigs. Dieser Besuch wurde zu einem Triumph für den von den Italienern sehr verkannten Meister. Von dem meisterhaften Kupferstecher aus Nürnberg — als solcher war Dürer in Italien bekannt und geachtet — hatte man ein solches Werk in vollendeter Pinselführung und satter, leuchtender Farbgebung nicht erwartet. Der greise Maler Bellini, der beste Künstler Benedigs, war von Stund an ein verehrender Freund Albrecht Dürers. Der große deutsche Künstler wurde fortan in dem prachtliebenden und festetrohen Venedig wie ein Fürst geehrt, so daß er an seinen gelehrten Freund, den Ratsherrn Pirckheimer, nach Nürnberg schrieb: „Oh, wie wird mich nach der Sonnen frieren, hie bin ich ein Herr, doheim ein Schmaroger.“

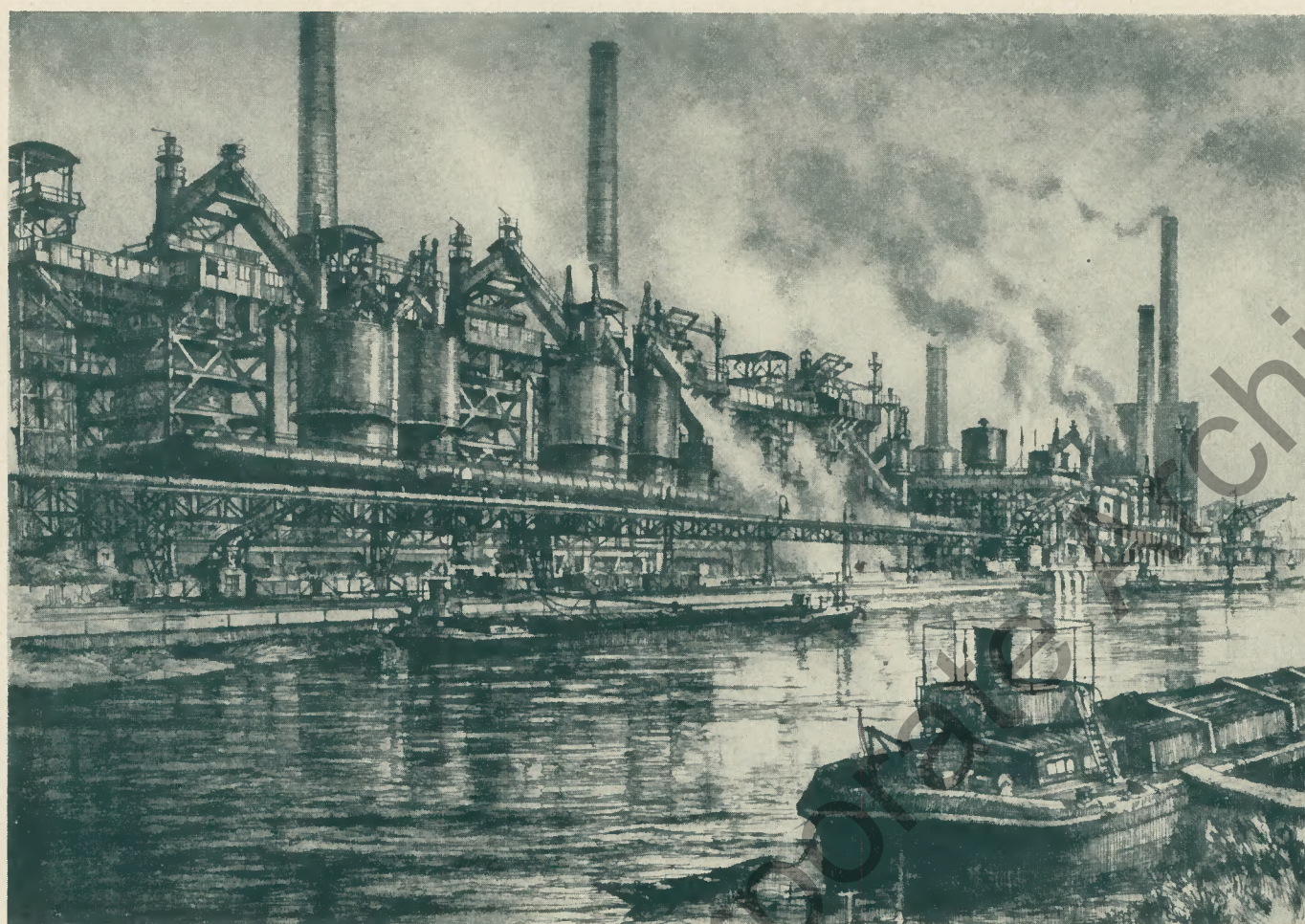
Aber trotz der hohen Anerkennung und der Fülle der Aufträge in Venedig — er malte deutsche Kaufleute und venezianische Frauen — trieb ihn die Heimatssehnucht im Frühjahr 1507 nach Nürnberg zurück. Wie er, so war dreihundert Jahre früher Walther von der Vogelweide von den Tiroler Bergen herunter nach Deutschland hineingeritten und hatte ihm seine unvergeßlichen Lieder von deutscher Minne, deutscher Ehre, Einheit und Macht geschenkt. Was würde nun Meister

Albrecht, den die Sonne Italiens gereift hatte, seinem Vaterlande bringen? — Aus reifster Meisterschaft heraus und aus der schweren Fülle seiner Lebenskämpfe schuf er in den nächsten Jahren die drei großen Kupferstiche „Hieronymus im Gehäule“, „Ritter, Tod und Teufel“ und „Die Melancholie“ sowie die unvergleichlichen Gestalten der vier Evangelisten, Bekenntnisse deutschen Geistes, die allein schon den Künstler für uns unsterblich machen.

Es kann uns nicht wundern, daß Kaiser Maximilian und andere Großen der Zeit sich seiner Kunst bedienten, aber wirkliche Freundschaft verband den Künstler mit gelehrten Ratsherrn und kunstsinnigen Kaufleuten. Den Aufträgen dieser reichen Tuch- und Gewürzhändler verdanken wir einige der bedeutendsten Werke Dürerscher Kunst. So schuf er für Stephan Paumgartner und den Frankfurter Jakob Heller die berühmten Altarbilder, für Hans Imhof und Hieronymus Holzschuher aber Bildnisse, die zu den schönsten gehören, die die Kunstgeschichte kennt.

Das kostbarste Bildnis aber hat Albrecht Dürer fünf Jahre später, im Jahre 1526, geschaffen, als sich der Ratsherr Hieronymus Holzschuher von ihm malen ließ. Dieser war damals schon stark ergraut, aber noch ein rüstiger Mann von 57 Jahren. Der hohen, breiten Stirn, dem klaren, leuchtenden Blick, dem ganzen Antlitz, in dem sich Milde mit Strenge paart, sehen wir es an, daß dieser Mann viel für Nürnberg bedeutete. Er war Bürgermeister und Nürnbergs Bevollmächtigter beim Bundesrat des Schwäbischen Bundes, einer freien Vereinigung zahlreicher süddeutscher Stände, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielte. Hieronymus Holzschuher stammte wie Hans Imhof aus einem der ältesten, edlen und ratsfähigen Häuser zu Nürnberg. In der Kirche zu St. Sebald hängt das Totenschild eines Lorenz Holzschuher, der sich im Jahre 1106 hervortat, als Kaiser Heinrich V. Nürnberg zerstörte. Holzschuher haben als Ordensritter für das Deutschum im Osten gekämpft und für das Christentum gegen die Türken. Sie waren ein führendes Handelshaus im mittelalterlichen Nürnberg und besaßen im 16. Jahrhundert Kupfer- und Silberbergwerke. Wie die Imhofs unterhielten sie Faktoreien in Spanien und Portugal und beteiligten sich 1505 mit anderen Nürnbergern und Augsburgern an den großen Handelsunternehmungen Lissabon—Kalkutta, für das sie eigene Schiffe ausrüsteten unter portugiesischer Führung. Das war den Holzschuher wie auch den Imhofs und Welsern gut bekommen, brachte doch diese große Ostindienexpedition nicht weniger als 175% Gewinn. Das Wappen mit dem schwarzen holländischen Holzschuh wurde durch zwei weiße Mohrenköpfe mit dem portugiesischen Christuskreuz in der Mitte vermehrt, als ums Jahr 1500 ein Holzschuher ganz in den Dienst des Königs von Portugal trat, sich in den Kämpfen gegen die Mauren auszeichnete und zum Ritter geschlagen wurde. — Ist es nicht so, als wenn alle Kräfte dieser wagemutigen und kampfesfrohen, dieser bürgerstolzen und tüchtigen, dieser rechtlichen und für ihre Zeit hochgebildeten Menschen in diesem prächtigen Hieronymus Holzschuher zusammengefaßt wären? Er brauchte kein großer Herrscher und Bürgermeister zu sein, wir könnten uns ihn auch gut als Ritter in schimmernder Rüstung vorstellen oder als den Schöpfer bedeutender Werke der Kunst.

Als Albrecht Dürer das wundervolle Bildnis des Hieronymus Holzschuher malte, war er schon ein kranker Mann. Dieses Bild und die gewaltigen Gestalten der Apostel bilden die Krönung seines unvergleichlichen künstlerischen Schaffens. Am 6. April des Jahres 1528 starb Dürer im Alter von 57 Jahren. Am folgenden Tage, bei Mondschein, wurde er auf dem Johanneskirchhof am Tiergärtnerort ins Grab gelegt. Es folgten ihm Ratsherrn, Künstler und Kaufleute, die seine Freunde waren, und es trauerte um ihn alles Volk, das in den starken Mauern Nürnbergs wohnte.



Deutsche Eisenwerke / Vereinigte Stahlwerke AG.

Die Friedrich-Wilhelmshütte in Mülheim an der Ruhr.

Radierung von W. Anheese.

Vom Eisenundfeuer zur Großindustrie.

Ein Beitrag zur Geschichte der Eisenindustrie im Ruhrtale.

Von Dr. Gustav Hempel*.

In welcher Zeit das Eisengewerbe an der Ruhr entstand, läßt sich mit Bestimmtheit nicht feststellen. Sicherlich hatte dieses bereits eine lange Entwicklung hinter sich, ehe die Chronik davon berichtet.

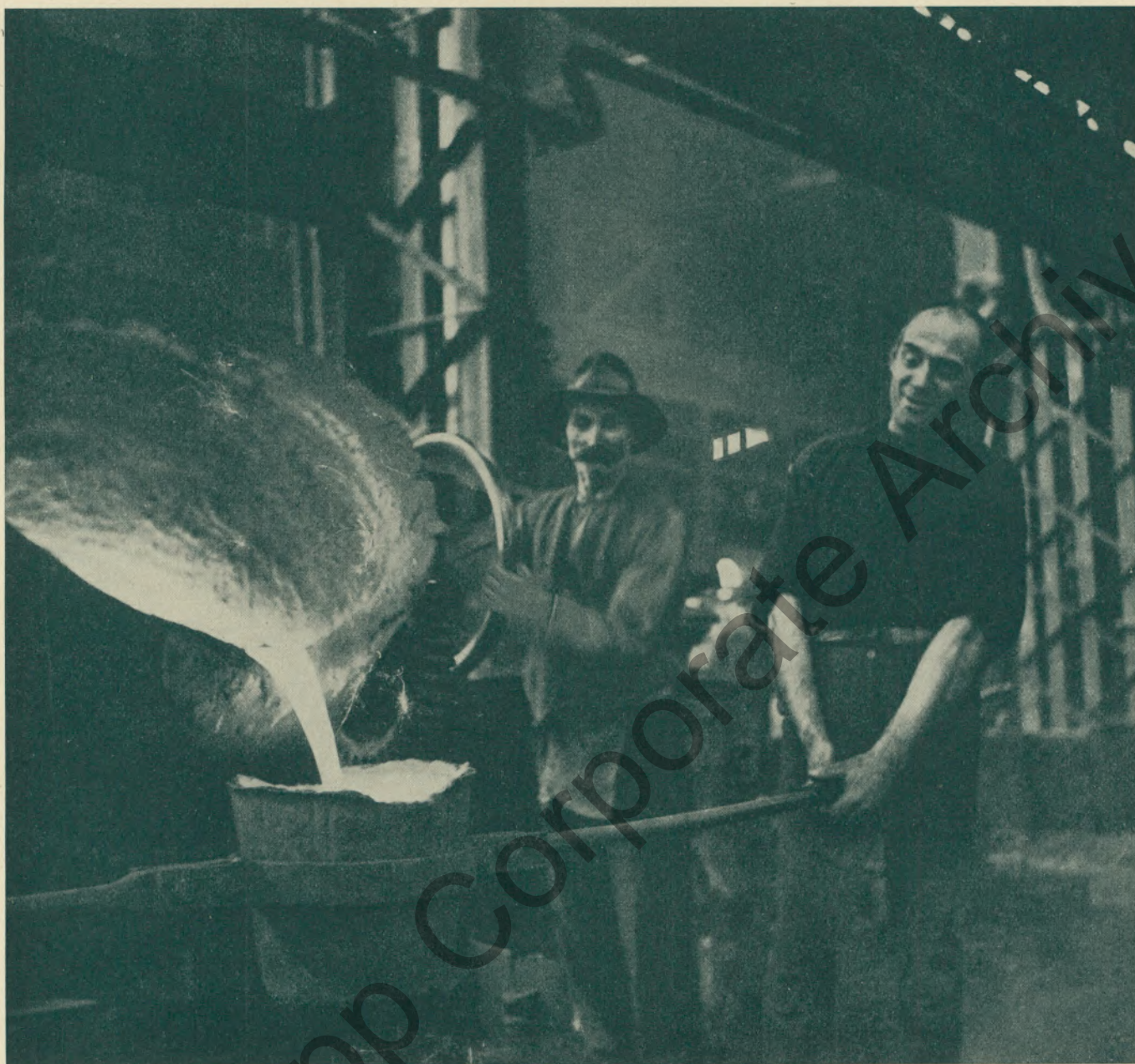
Zu Anfang war die Eisengewinnung an die Fundstätten gebunden. An diesen wurde die Gewinnung des Eisens in der Weise vorgenommen, daß man die Eisenerze in einer Erdhöhle mit Hilfe von Holzkohle zum Schmelzen brachte. Diese Eisenundfeuer, wie man sie im allgemeinen nannte, lieferten zusammengebackene Klumpen, von denen man die äußere Schale abschlug. Den verbleibenden inneren Kern verarbeitete man dann unter Verwendung des Blasebalges. Diese letzte Tätigkeit wurde in der Hauptsache von Waldschmieden ausgeübt, die mittels ihrer fahrbaren Handschmieden die in den Bergen und Wäldern geschmolzenen Erze, von Hof zu Hof ziehend, verarbeiteten.

Infolge der äußersten Kleinheit der Betriebswerkstätten sind natürlich schriftliche Urkunden über diese Art der Eisengewinnung und -verarbeitung kaum vorhanden; erst gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, nachdem die Entwicklung dieser Art von Eisenbearbeitung zum Abschluß gekommen war,

liegen einige Nachrichten vor. So wird in einer Urkunde von 1443 die Panzerkunst in Iserlohn, die Panzer aus Draht herstellte, als „uralte ehrwürdige“ bezeichnet.

Ein entscheidender Wandel in der Entwicklung des Eisengewerbes trat ein, nachdem es um 1500 herum gelang, die Kraft des Wassers zu benutzen, um hiermit Blasebälge und die Hämmer zu treiben. Damit begann aber auch eine vollkommene Verlagerung des bisherigen Standorts der Eisenindustrie. Nunmehr wurden die Flußläufe die Anziehungspunkte für das Eisengewerbe und die Abwanderung von den Berghängen an die Ströme setzte ein. Mit diesen epochemachenden Erfindungen gingen wichtige Veränderungen in Gebrauch und Verwendung des Eisens einher. Die durch die neuen Produktionsmethoden hervorgerufene Ausweitung der Erzeugung läßt das Eisengewerbe erst recht zur Entfaltung kommen, wozu besonders die jetzt an wirtschaftlicher und politischer Macht zunehmenden Städte beitragen. Nicht nur werden sie Mittler des Absatzes, sondern auch Träger der Produktion, indem durch ihre Kapitalien die Ausnutzung der modernen Erzeugungsmethoden ermöglicht wird. Dortmund, Goeß und Iserlohn werden die Stapelplätze der an der Ruhr und ihren Nebenflüssen verfertigten Eisenwaren. Sie sind es,

* Vom Verfasser erschien soeben im Volksverband der Bücherfreunde das Buch: „Die deutsche Montanindustrie.“



Friedrich-Wilhelmshütte / Vereinigte Stahlwerke AG.

Tiegelstahlguß.

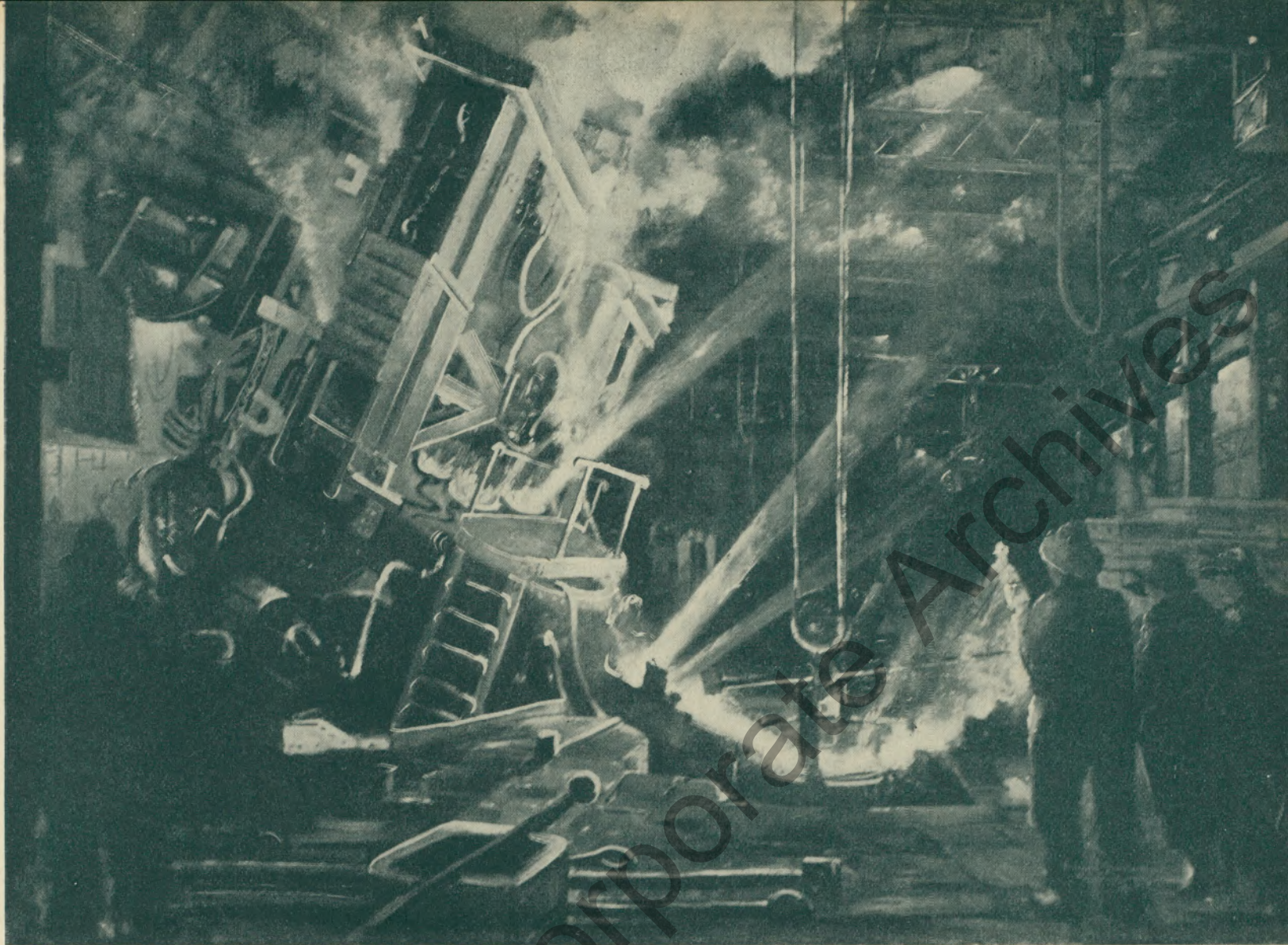
Lichtbild: Debus.

die die westfälischen Eisenerzeugnisse in der Welt zur Verbreitung bringen.

Aus diesem ersten bedeutungsvollen Zeitabschnitt sind denn auch Quellen über das Eisengewerbe reichlicher vorhanden. So wurde bereits im Jahre 1518 dem Hammerschmied Gödert Meiwurm von den Gebrüdern von Gaugreben die Erlaubnis erteilt, zu Aßlinghausen an der Ruhr eine Schmiede anzulegen. Zwecks Regelung der Schlachten und Stauwerke wurden besondere landesherrliche Ordnungen erlassen. Welchen bedeutenden Umfang aber die Eisenindustrie inzwischen angenommen hatte, geht daraus hervor, daß Herzog Wilhelm von Kleve im Jahre 1559 die Anlage neuer Ofenschmieden verbot, um dem allzu großen Holzverbrauch entgegenzutreten. Aber auch an kartellartigen Gebilden, Vorläufer der gegenwärtigen Kartelle und Syndikate, fehlte es nicht. So kam im Jahre 1682 eine förmliche Ofenschmiedordnung zustande,

die 1686 sogar durch die Behörde bestätigt wurde. Die Ofenschmiede oder Reidemeister mußten nach Prämien einen feierlichen Eid leisten, die Ofenschmiedordnung zu halten und vor allen Dingen nicht unter Preis zu verkaufen.

Die äußerst günstige Entfaltung des Eisengewerbes während des 16. Jahrhunderts wurde durch den Dreißigjährigen Krieg jäh unterbrochen. Die nun einsetzenden Wirren und kriegerischen Ereignisse lähmten Handel und Gewerbe und machten oft jede wirtschaftliche Tätigkeit unmöglich. Aber auch noch lange nach Beendigung des Krieges lag der ehemals blühende Gewerbebezweig danieder. Die Initiative des Handels war gebrochen, und die geringen Ansätze einer Wiederbelebung wurden meistens durch die weiter unruhige Lage erstickt. Erst der ab Mitte des 17. Jahrhunderts einsetzenden merkantilistischen Wirtschaftspolitik gelang es, eine Wendung herbeizuführen. Namentlich war es aber später Friedrich dem



Elektrostahlguß.

Gemälde von N. Geisler.

Großen vorbehalten, einen neuen Aufstieg des Eisengewerbes an der Ruhr anzubahnen und durch neue Anregungen diesem Gewerbebezweig eine weitere Zukunft und Ausgestaltung zu eröffnen. So setzte er bereits im Jahre 1764 Prämien aus für die Anweisung, wie die Rohstahlhämmer der Grafschaft Mark mit Kohle betrieben werden können zur Menagierung des Holzes. Leider blieb jedoch der Erfolg einstweilen noch aus.

Über den Umfang der in dieser Zeit im Ruhrtale ansässigen Eisenindustrie geben nachstehende Angaben einigen Aufschluß. Im Jahre 1722 waren im Amte Wetter 52 Personen in der Messerschmiederei tätig; 1783 wurden im Amte und Marktflecken Blankenstein sowie der Stadt Hattingen in 30 Werkstätten für Kleineisenartikel 231 Arbeiter gezählt. Die Halbach'schen Raffinierhämmer bei Blankenstein hatten einen guten Ruf. Sie lieferten auch nach dem Auslande und besonders nach Amerika den bewährten „Halbachstahl“. Besonders merkwürdig war ferner die in Witz bei Hattingen gelegene königliche Gewehrfabrik, die allein 50 Mann beschäftigte.

Der Auftakt zu der ungeahnten Ausdehnung der Eisenindustrie im Ruhrtale setzte aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein. Zwei Ereignisse waren es, die bestimmend für den Neuaufbau des Eisenhüttenwesens an der Ruhr wurden. Einmal die Einführung der modernen Erfindungen, des Roßes, des Puddelprozesses und der Dampfkraft, dann aber die Durchstoßung des Mergeldeckgebirges durch Haniel mit Schacht

Kronprinz bei Mülheim. Dadurch trat eine vollkommene Neuorientierung der Eisenindustrie ein, die sich nunmehr von den Nebenflüssen immer mehr unmittelbar an die Ruhr zusammenschloß. Die Erschließung bedeutender Eisenerzgruben und das Aufkommen der Eisenbahnen taten dann noch ein übriges, um den Vorteil in der Produktion noch zu vergrößern.

Allenthalben entstehen nun an der Ruhr neue Eisenwerke, und überall finden sich tatkräftige Männer, wie Harkort, Krupp, Piepenstock und Dinnendahl, am Werk, die für den Aufbau der Eisenindustrie hervorragende Pionierarbeit leisten.

Im Jahre 1819 legte Harkort in der Burg zu Wetter den Grundstock zu der modernen deutschen Eisen-, Stahl- und Maschinenindustrie. Der von Harkort 1819 in der Burg zu Wetter angelegten mechanischen Werkstätte folgten 1826 ein Puddelwerk sowie ein Walzwerk und ein kleiner Hochofen. Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, folgten dann weitere Gründungen, namentlich in der Zeit um die 1850er Jahre, als die wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die durch die Errichtung des Zollvereins gelegt waren, voll zur Auswirkung kamen.

Im Jahre 1852 wurde Dinnendahls Fabrik in die „A. G. Friedrich-Wilhelmshütte“ umgewandelt. Der Graf von Stolberg-Wernigerode legte 1853 bei Hattingen die „Henrichshütte“ an; im gleichen Jahr entstanden durch die Firma Berger & Co. die Wittener Gußstahlwerke. Das Jahr 1855



Der
Nagelschmied.

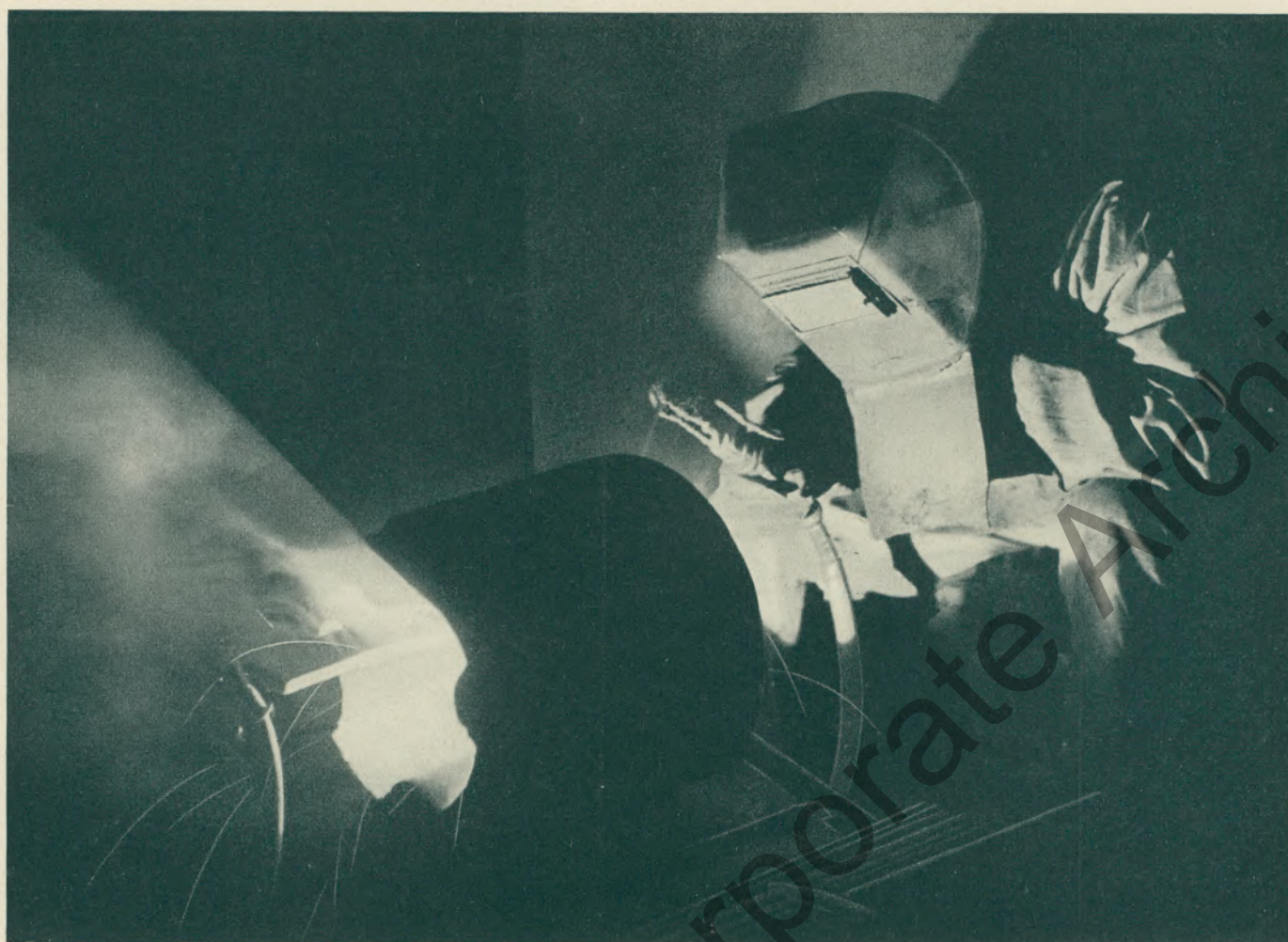
Lichtbild:
Karl Mauritiu.

brachte die Gründung der „Steinhauser Hütte“ in Witten. In den folgenden Jahren etablierten sich noch die Bußstahlwerke von König & Renner (Annener Bußstahlwerke) sowie die Drahtwalzwerke von Kissing & Schmölz, die spätere Eisenindustrie Merden und Schwerte.

Entsprechend der lebhaften Unternehmertätigkeit nahm die Eisenindustrie einen starken Aufschwung. Die Erzeugnisse wurden überall geschätzt und begehrt. Allorten hatte sich die moderne großindustrielle Produktionsweise durchgesetzt und drückte dem Erzeugungsprozess eine Note auf.

Zwar blieb die Eisenindustrie in dieser Zeit von Rückschlägen nicht verschont, aber die Erschütterungen, die das Wirtschaftsleben in diesen Jahrzehnten erfuhr, waren nicht von der Art, daß sich hieraus katastrophale Zustände entwickelt hätten.

Schon bald nach den Störungen setzte ein neuer Aufschwung ein. So auch nach Beginn des Deutsch-Französischen Krieges. Als dann der Krieg einen glücklichen Ausgang für Deutschland genommen hatte, trat eine allgemeine Aufwärtsbewegung ein, wie sie die Eisenindustrie in der Ruhr noch nicht erlebt hatte. Die politische und wirtschaftliche Einigung zwischen Nord- und Süddeutschland, das Zufließen großer Geldmittel durch die Kriegsentschädigung, das Flüssigwerden fester Kapitalien durch die Rückzahlung bedeutender Staatsanleihen, die stark gesteigerte Kaufkraft, all das waren die Momente, die die Unternehmungslust in starkem Grade anregten. Überall wurden neue Unternehmungen angelegt, bestehende erweitert. Die Preise und Löhne schnellten in die Höhe und die Nachfrage konnte nicht befriedigt werden. Außerordentlich zahlreich waren aber auch die Uragründungen von Einzelsfirmen in



Bochumer Verein/Vereinigte Stahlwerke AG.

Der Elektroschweißer.

Lichtbild: Schmeling.

Aktiengesellschaften, um so den Unternehmungen eine breitere wirtschaftliche Aktionsfähigkeit zu geben.

Dieser glänzenden Periode, die auch kurz die Gründerperiode genannt wird, folgte Ende 1873 ein jäher Rückschlag. Die Ursache des letzteren lag vor allem in der Planlosigkeit der Anlagen sowie in der ins Unermeßliche gehenden Spekulation, bei der selbst solide fundierten Unternehmen jede Übersicht über die tatsächliche Lage ihrer Werke ausging. Der ungehemmten Unternehmertätigkeit folgte eine allgemeine Unternehmungsunlust. Die Preise sanken rapide und die Eisenwerke litten unter Beschäftigungslosigkeit. So sank, um nur ein Beispiel anzuführen, die Zahl der Arbeiter bei der Dortmunder Union in den Jahren 1874/75 von 12436 auf 9129 Mann. Dazu kam, daß die verbleibende Belegschaft noch teilweise feiern mußte und viele in das Ruhrtal eingewanderte Arbeiter gezwungen waren, wieder in ihre frühere Heimat zurückzukehren.

Nach diesem Rückschlag kam noch eine lange Zeit des Stillstandes. Während dieses Stadiums waren Preise und Löhne äußerst gedrückt, und der schrankenlose Wettbewerb, der durch die ständig steigende Produktion unter den Zechenbesitzern herrschte, ließ eine Besserung der Marktlage nicht aufkommen. Erst 1888 gelang es, den Tiefpunkt endgültig zu überwinden, und ein neuer Aufstieg bahnte sich an.

Indessen war dieser Aufschwung nicht von langer Dauer. Schon im Jahre 1890 begann der Abstieg, der diesmal bis zum Jahre 1894 anhielt. Eine Wendung trat ein, als 1893

wieder eine starke Nachfrage nach Eisenerzeugnissen herrschte. Von Jahr zu Jahr wurde die Konjunktur besser; vor allem trieb aber der in dieser Zeit herrschende starke Bedarf der Kriegs- und Handelsflotte die Entwicklung voran. Die Produktionsziffern erfuhren ganz bedeutende Steigerungen.

Neben dieser bedeutsamen Ausdehnung der Eisenindustrie an der Ruhr vollzog sich in dieser Zeit in den besitzmäßigen Verhältnissen eine vollkommene Umschichtung. 1904 wurde die Heinrichshütte aus dem Verbands der Dortmunder Union herausgenommen und in die große Lokomotivfabrik Henschel & Sohn in Kassel überführt; zu gleicher Zeit wurde die Friedrich-Wilhelmshütte mit der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten Akt.-Ges. verschmolzen. Das Puddelwerk von Lausberg & Winkhaus in Vorchalle wurde von den Stahlwerken Brüninghaus, Werdohl, übernommen, ebenso 1910 das Eisenwerk Westhofen. Um sich vom Bezuge des Halbzeugs unabhängig zu machen, schloß Brüninghaus dann im Jahre 1912 noch eine Interessengemeinschaft mit den Rombacher Hüttenwerken in Vöhringen ab. Aber auch auf dem Gebiete der Maschinenindustrie kam es in diesem Zeitabschnitt zu einem bedeutenden Zusammenschluß. Nachdem sich im Jahre 1906 die Märkische Maschinenbauanstalt Wetter und die Firma Stuckenholz in Wetter vereinigt hatten, wurde im Jahre 1910 diese Allianz noch erweitert, indem die Duisburger Maschinenbau Akt.-Ges. vorm. Bechem & Keetmann und die Benrather Maschinenfabrik



Solinger Hammerschmied
beim Schmieden eines Wiegemessers.

Lichtbild: Renger-Paßsch.

Akt.-Ges. fusioniert wurden. Das neue Unternehmen nannte sich „Deutsche Maschinenfabrik Akt.-Ges.“. Unter dem abgekürzten Namen „Demag“ erwarben die Erzeugnisse bald Weltruf.

Mit diesem Umschichtungs- und Neuordnungsprozeß war eine gedeihliche Entwicklung der Eisenindustrie des Ruhrtales bis zum Ende des Krieges sichergestellt. Während des Krieges, 1916, erfolgte dann die Angliederung der Hüntener Gewerkschaft an die Gelsenkirchener Bergwerks Akt.-Ges.

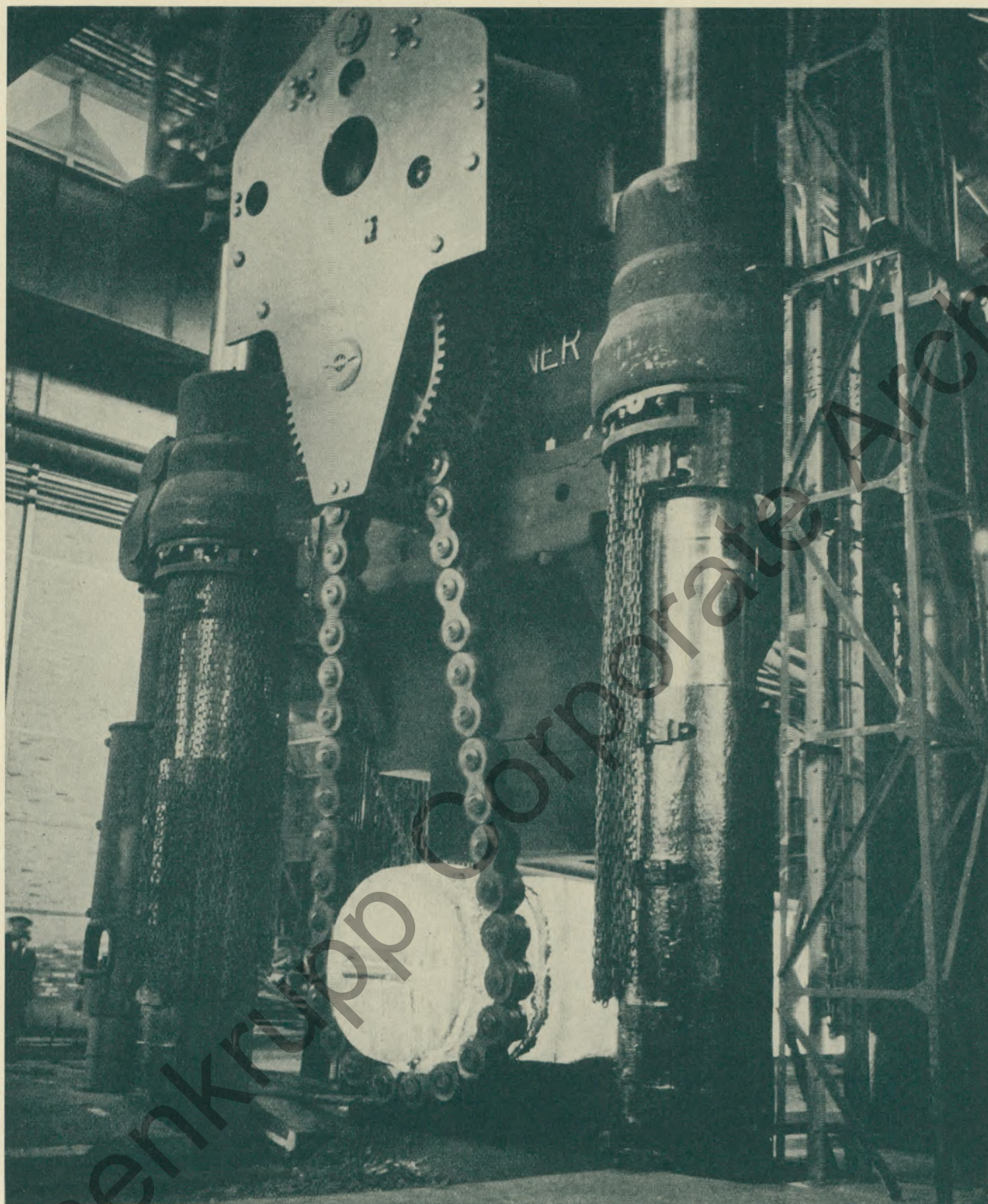
Der unglückliche Ausgang des Weltkriege erschütterte auch die Eisenindustrie im Ruhrtales. Durch die harten Bestimmungen des Versailler Vertrages wurde ihre bisherige organische Entwicklung vollkommen unterbrochen. Immer mehr mußte sie infolge der erdrückenden Lage auf dem Kapitalmarkt ihr Eigenleben aufgeben und mußte sich in Abhängigkeit der neuen Wirtschaftseinheiten begeben, um existieren zu können.

Aber kaum hatten die neugebildeten Konzerneinheiten sich hinsichtlich des Arbeitsprogramms aufeinander eingespielt, so wurden sie durch den nun einsetzenden Währungszusammenbruch wieder zersplittert. Es begann die Zeit der Konzernkrisen. Henschel machte sich mit seiner Heinrichshütte wieder selbständig. Die Gußstahlwerke Witten und Annen wurden von einem

Konsortium, das durch die Großkonzerne Vereinigte Stahlwerke, Hösch, Krupp, Klöckner und Maximilianshütte gebildet wurde, übernommen und von diesen gemeinsam betrieben. Die Eisenindustrie Menden und Schwerte wurde dem Stahlverein einverleibt. Aber auch in der Maschinenindustrie kam es zu einer Umstellung. Um einer Zersplitterung auf diesem Gebiete entgegenzutreten, wurde die dem Verbande der Vereinigten Stahlwerke angehörende Maschinenfabrik Thyssen & Co. in Mülheim in die Deutsche Maschinenfabrik eingebracht. Gleichzeitig wurde der Name in „Demag Aktiengesellschaft“ abgeändert.

Aber auch durch diese Neuorganisation war keine dauernde befriedigende Gestaltung der Eisenindustrie des Ruhrtales sichergestellt. Insbesondere war es die schwere Deflationskrise seit 1930, die zu weiteren Maßnahmen zwang. Um ein wirtschaftliches Arbeiten der Werke zu ermöglichen, wurden die Heinrichshütte und die Witterner Gußstahlwerke mit einigen anderen Betrieben zusammengefaßt und in die neugegründete „Ruhrstahl Akt.-Ges.“, Witten, eingebracht.

Damit ist in kurzen Zügen die mannigfache und interessante Geschichte der Eisenindustrie des engeren Ruhrtales an uns vorübergezogen. Sie zeigt uns ihre Entwicklung aus den kleinsten Anfängen bis zur Betriebsweise innerhalb der



Dortmund-Hoerder Hüttenverein/Vereinigte Stahlwerke AG.

Lichtbild: Debus.

Hydraulische Schmiedepresse.
(Als Maßstab links unten ein Arbeiter.)

modernen Wirtschaftseinheiten der Gegenwart, aber auch ihr wechselvolles Schicksal im Wandel der Zeiten. Die gegenwärtige Zeit der Konsolidierung der politischen, wirtschaftlichen und technischen Verhältnisse weist zugleich den Weg in eine neue Zukunft. Und daß diese der Vergangenheit nicht

nachstehen wird, dafür wird der Arbeitswille, die Einsatzbereitschaft und das Verantwortungsbewußtsein der Bevölkerung des Ruhrtales und der aus ihr hervorgegangenen Wirtschafts- und Industrieführer künden. Ihre ganze Kraft für Deutschland!

Eine unausführbare Erfindung.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Eine stürmische Nacht war einem grauen Morgen gewichen. Am Strand vor Kolberg warfen die Wellen ihre Schaumkämme gegen das Land, wie immer, wenn sich das Meer nach einem Sturm wieder beruhigt.

Die Bürger erhoben sich aus den Betten, nahmen ihren Morgentrank ein und gingen ihrer Arbeit nach.

Nur wenige von ihnen, die durch das Signal in der Nacht wach geworden und an den Strand geeilt waren, wußten, welch grausiges Geschehnis die dunkle Nacht erlebte.

In der kleinen Wachstube der Lotsen standen die bärtigen Seefahrer um ihren ergrauten Oberlotsen. Sie wollten Rat abhalten, aber sie konnten vor Ergriffenheit kaum den Mund öffnen.

Wie oft sollten sie noch hilflos zusehen, wenn die Schiffe, die ihren Hafen aussuchen wollten, von der Wucht des Windes und der Wellen auf den Strand geworfen wurden und die Seeleute in die Tiefe sanken!

Es war zum Verzweifeln.

An der ganzen übrigen deutschen Ostseeküste strandeten kaum soviel Schiffe wie vor Kolberg. Wenn draußen etwas hoher Seegang war, dann war es den Schiffen schon unmöglich, in den Hafen zu kommen, und wenn dann der Sturm stärker wurde, war es meist um Schiff und Besatzung geschehen.

Wie sollten die Lotsen da Abhilfe schaffen können!

*

Der Wollfabrikant Ehr Gott Friedrich Schaefer hatte seinen Verkaufsladen geöffnet und war auf die Straße getreten, um noch einen Augenblick die frische Morgenluft einzuatmen.

Da lief ihm ein Lotse, der sich auf dem Heimwege befand, fast in die Arme.

Ehr Gott Friedrich Schaefer wollte ihm auf die Schulter klopfen und einen Witz machen. Aber der Lotse entschuldigte sich und winkte ab. Wenn man in der Nacht die Schreie der ertrinkenden Seeleute gehört hat, ohne helfen zu können, dann kann man am Morgen nicht erhobenen Hauptes heimwärts gehen, dann schlängelt man sich niedergeschlagen an den Hauswänden entlang und ist auch nicht zum Scherzen aufgelegt.

Aber ehe der Lotse weiterging, mußte er dem Wollfabrikanten noch von dem in der Nacht geschehenen Unglück erzählen.

Die scherzhafte Stimmung Schaefers war im selben Augenblick verflogen.

„Das kann doch nicht so weitergehen“, sagte er sich, nachdem er die Ladentür hinter sich zugeworfen hatte, daß hier ausgerechnet vor Kolberg wer weiß wie viele Schiffe stranden und ihre Mannschaften in den Fluten umkommen. Da muß doch Abhilfe geschaffen werden, sonst wollen eines Tages überhaupt keine Schiffe mehr den Kolberger Hafen anlaufen.

Und die vielen Menschen! Man kann sie doch nicht einfach in der Brandung umkommen lassen. Es müssen sich doch Mittel finden lassen, sie zu retten.“

Seit diesem Tage dachte der Kolberger Wollfabrikant Ehr Gott Friedrich Schaefer darüber nach, wie man die Seeleute eines gestrandeten Schiffes retten könnte.

*

Kurze Zeit darauf ging Ehr Gott Friedrich Schaefer eines Abends von einer Versammlung der Kolberger Schützengilde heim. In einer Querstraße kam eine frische Brise von der nahen See herüber. Wieder mußte er an seine vielen Pläne denken, die er sich darüber hatte durch den Kopf gehen lassen, wie man die Seeleute aus der Seenot rettete.

Und nun, da er gerade so stark an das Schießen gedacht hatte, kam ihm der Gedanke, man müßte nach dem ge-

strandeten Schiff ein Seil schießen, an dem sich die Seeleute an das Land retten könnten.

Endlich hatte er die brauchbare Idee, der er nun weiter nachgehen konnte.

Er stellte alle möglichen Versuche an, aber nichts gelang. Es fehlten ihm einfach die Mittel, seine Idee praktisch zu erproben.

Wenn auch die Kolberger nichts von seinen Absichten wissen wollten, das kränkte ihn nicht. Aber einer würde wohl nicht darüber lachen: sein König.

Er machte deshalb eine Eingabe an seinen Landesherrn in Potsdam.

*

Friedrich der Große saß an seinem Schreibtisch und hatte die Eingabe des Kolberger Wollfabrikanten Ehr Gott Friedrich Schaefer vor sich.

Er nickte mehrere Male.

Seine Pommern waren ja schon immer seine besten Soldaten gewesen. Sie waren mit ihm gegen Tod und Teufel gegangen.

Aber das war ihm doch noch nicht passiert!

Jetzt war er schon über siebenzig Jahre alt geworden, hatte Kriege über Kriege geführt, sein Land verteidigt, und nun schrieb ihm so einer der pommerschen Kerle, wie er sie liebte, daß man zur Rettung der Schiffbrüchigen aus einer Schußwaffe ein Seil nach dem gestrandeten Schiff schießen müsse.

Na, sagte er sich, die Pommern haben ja mit ihren Gewehren mein Land verteidigt, warum sollte es ihnen vielleicht auch nicht gelingen, statt eines Bleiklumpens ein Seil aus einer Schußwaffe abzufeuern.

Dem Manne muß geholfen werden.

Er befahl dem Magistrat in Kolberg, die Idee seines Wollfabrikanten praktisch zu erproben.

*

Die Stadtherren von Kolberg schimpften über den Befehl des Königs. Aber es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich ihm zu fügen.

Im November 1785 ließen sie drei Versuche ausführen. Eine Pistole, eine Flinte und eine kleine Kanone sollten ein Seilende nach einer bestimmten Stelle schießen.

Die Pistole krachte, die Flinte krachte, die Kanone krachte. Aber kein Schuß hatte das Seil an das Ziel gebracht. Die Seile zerrissen oder gerieten in Brand.

„Das war ja vorauszusehen“, sagten sich die Stadtherren; wie konnte man überhaupt den Einfall des Wollfabrikanten ernst nehmen. Der sollte lieber in seiner Schützengilde schießen und uns in Ruhe lassen.“

Sie sandten ihrem König also einen Bericht, daß die Erfindung Schaefers unausführbar sei.

Friedrich der Große las das Resultat. „Was für Kolberg unmöglich ist“, sagte er sich, „braucht ja für Berlin noch nicht unmöglich zu sein.“ Er beauftragte das Oberbaudepartement in Berlin, den Versuch zu wiederholen.

Nach gründlicher Vorbereitung nahm das Oberbaudepartement in Berlin einen Monat später die Versuche vor. Aber auch sie mißlangen.

Der alte König war enttäuscht und schrieb an den Erfinder: „Er tue wohl, sich lediglich mit seinem Metier und nicht mit Sachen zu beschäftigen, die über seinen Horizont gehen.“

*

Inzwischen sind eineinhalb Jahrhunderte ins Land gegangen. Die Erfindung Schaefers wurde doch noch Wirklichkeit und hat im Schiffbrüchigen-Rettungswesen schon vielen Seeleuten das Leben gerettet.



Innenhof des Capitols in Salt Lake City.

Werkstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolper.

X. Im Staate der Mormonen.

Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

Endlos dehnt sich die Prärie, flach wie das Meer, grau und silbrig schimmernd, mit dem echten Sagebrushduft, mit dem Lied der Cowboys in der Stille des Abends. Ihr Singen und weithin schallendes Rufen, ihre sehnigen, prachtvollen Gestalten mit den sonnenverbrannten Gesichtern und dem selbstbewußten Auftreten passen so recht in diese Landschaft, in der sie sich als Herren fühlen und wo sie ihre erwachsenen Kräfte voll entfalten können. Utah ist ein großes Schafland, auch seine Rinderzucht ist bedeutend. Der Winter

ist in den höheren Lagen zu lang für Ackerbau; so sieht man dort unendliche Weiden. Es war gerade Scherzeit, und das hat seine eigene Poesie. Da zieht alles, was Hände hat, hinaus in die Berge ins Zelt; der einsame Schäfer bekommt plötzlich Gesellschaft, wenn am Bach auf der Bergwiese die vier oder fünf Zelte aufgeschlagen werden. Manchmal ist auch der Besitzer selbst draußen. Viele der großen Schafranches gehören Leuten aus einer anderen Welt: Newyork, Boston, Baltimore, Chicago. Einmal im Jahre, zur Zeit der Schaf-

schur, taucht dann der Herr Rechtsanwalt oder Bankier in den Bergen auf und verbindet so seine geschäftlichen Interessen geschickt mit ein paar Ferientagen in dieser friedlichen Idylle.

Ziemlich der einzige Verkehr in dieser Gegend sind die Lastwagen, hochbeladen mit Wolle, die zum größten Teil über den ganzen Kontinent wandert und in Neu-England, den nordöstlichen Staaten, zu Mänteln, Anzügen und Strümpfen verarbeitet wird.

Als ersten Ort in Utah erreichten wir Kanab, eine verträumte Mormonensiedlung. Hier geht die Prärie zu Ende.

In Kanab war alles in schönster Blüte. Der Frühling schien mit mir zu wandern oder ich mit dem Frühling. Wenn man aus der Wüste Arizonas kommt, freut man sich doppelt an Wasser, Bäumen, Blumen und grünen Feldern. Die Mormonendörfer, fern der Eisenbahn, verwunschen und vergessen, sind wahre Paradiese von Lieblichkeit, voll gepflegter Hausgärten mit Blumen, Sträuchern und Baumgruppen. Hier sah ich zum erstenmal in USA. blühenden Glieder, und die Bank vor einem Häuschen mit zwei beschaulichen alten Leuten darauf mutete ganz heimatlich an. Die Häuslichkeit ist das heilige Ideal der Mormonen; so findet man hier Häuser, Ställe und Gärten gepflegt und mit Liebe betreut, während der Amerikaner dafür sonst wenig Sinn hat. Freilich mag es in Kanab auch schwedisches Erbteil sein, denn dies ist eine ziemlich reine Schwedensiedlung.

Gegen Mittag kommen wir in die Berge. Der Zedernbusch weicht dem Kieferwald und dann dem herrlichen Laubwald, der in Amerika so selten ist.

Eine letzte Höhe, und hinunter geht es in das lachende Utahthal mit dem Utahsee, in dem die untergehende Sonne ihre Strahlen badet. Dann im Abendrot das Salt-Lake-Tal mit Salt Lake City, dem Innsbruck Amerikas, der Mormonenstadt.

Salt Lake City, die Hauptstadt Utahs, liegt in einer Mulde am Abhang der kühn zerklüfteten Wahsatchkette mit dem Blick auf das fruchtbare, ebene Tal des Großen Salzsees, des „Toten Meeres“ von Amerika. Diese Stadt wird von vielen als die schönste in USA. verherrlicht. Sie ist das Herz des Westens, eine blühende Handels- und wachsende Industriestadt und der Mittelpunkt für den Metallbergbau und die Schmelzerunternehmen. Aber sie ist nicht nur das: sie ist eine Stadt im Westen mit mehr Leben und Seele als nur Kupfer, Zuckerrüben und Eisenbahnschuppen. Salt Lake City ist vielleicht die einzige Stadt — selbst Washington kommt nicht dagegen auf —, durch die der Amerikaner ehrfürchtig, „sightseeing“, geht.

Die ganze Stadt ist nach einem genialen, großzügigen Plan angelegt. Das Kapitol soll die schönste Lage von den acht- und vierzig in den Hauptstädten der Staaten haben, und vermutlich hat es diesen Ruf zu Recht. Von seinen Terrassen sieht man weit über die grüne Gartenstadt und im Hintergrunde auf die stolzen Wahsatchberge. Salt Lake City rühmt sich, die Stadt der breitesten Straßen zu sein. Jede hat zwei Baumreihen und breite Rasenstreifen. Die Häuser sind im englischen Stil der Zeit, etwas verwestlicht, erbaut, gut bürgerlich schlicht und nett, einige ganz verwunschen, und alle individuell, mit Liebe erdacht, nicht wie die billigen Serienhäuser der meisten westlichen Städte. Überall sieht man Blumen. In der Innenstadt sind ein paar Hochhäuser: Bank, Hotel, Warenhaus. Im übrigen aber: eine Gartenstadt, gemächlich und friedlich.

Salt Lake City ist eine Gründung der Mormonen, der durch ihre Vielweiberei berühmten Sekte, die sich im Jahre 1848 hier niederließ nach einer weiten Wanderung durch die Prärie und Wildnis. Ihr Führer war Brigham Young.

Salt Lake City und das Salt-Lake-Tal sind ein lebendes Monument für das, was eine organisierte, in einer gemeinsamen großen Idee festgefügte Gemeinde an Kultivierungs-

und Kulturarbeit vollbringen kann. Was die Mormonen geleistet haben, läßt sich heute kaum noch abschätzen. Ich sah nur eine kurze Strecke von dem, was Utah einst war, nachdem es der liebe Gott geschaffen und bevor die Mormonen es neu geschaffen hatten. Salt-Lake- und Utah-Tal waren einst ein einziger riesiger See. Er trocknete ein, und damit stieg sein Salzgehalt, der heute ein Pfund Salz auf fünf Pfund Wasser beträgt. Er verkleinerte sich bis auf die gegenwärtige Größe; der einstige flache Seeboden ist das heutige fruchtbare Getreideland Utah. Mit dem Zurücktreten der Seeufer wurde Salz ausgeschieden; es blieb im Boden als schlammiger Salzmorast zurück oder, wo der geologische Prozeß weiter fortschritt, als eingetrocknete Salzwüste, wie sie heute noch im Westen des Sees liegt. Die Mormonen konnten nicht eine Kartoffel auf diesem Salz anpflanzen. Aber beharrlich fingen sie an, Kanäle zu ziehen und Wasser über die Felder zu rieseln. Das wurde monatelang, bis zu zwei Jahren, durchgeführt und damit der Boden ausgelaut. Was blieb, war ein noch von keiner Vegetation ausgesogener, außerordentlich fruchtbarer Boden. Dazu war das Land eben, das Klima vorzüglich. Und die Mormonen waren zähe und arbeitsam genug, eine blühende Landwirtschaft zu entwickeln.

Utah ist der wirtschaftlich am weitesten entwickelte Staat in den Rockies. Doch ist es noch ein ganz ausgesprochener Rohstoffstaat. Aber es steht an der Schwelle, ein vorwiegend verarbeitender, ein Industriestaat zu werden. Dieser Prozeß geht langsamer, als die meisten Westerner denken, aber Utahs Zeit wird kommen. Amerika wird sich, industriell gesehen, dezentralisieren. Als unabhängiges Land wäre Utah heute vielleicht schon ein wichtiger Industriestaat. Aber so hält die Vormacht des Ostens es nieder.

Nicht viel Zeit vergeudete ich mit Formalitäten für die Werksbesichtigungen der nächsten Tage. Es zeigte sich, daß ich erstklassige Einführungen hatte. Solch ein Brief von einem Prominenten an den anderen in meiner Hand, und ich bin versorgt und aufgehoben. Es ist immer dasselbe Bild: geschäftige, behagliche Männer an riesigen Pulten mit endlosem Papier darauf. In zwei Minuten das Anliegen, in einer die Abfertigung und in einer weiteren halben Minute die Lebensgeschichte, Berufs Ideale, das besondere Interesse des zu besuchenden Werks, ob es in Deutschland noch Bier gäbe, und — gute Reise!

Der große Eindruck in Utah waren die zwei riesigen Kupferaufbereitungen. Die Utah-Kupfergrube erreicht man durch den engen, steilen, malerischen Bingham-Cañon. Ziemlich den ganzen zehn Kilometer langen Cañon entlang zieht sich die Stadt Bingham, die nur aus dieser einzigen Straße besteht, schmutzig, verstaubt und halb verfallen, ein Sammelsurium von zwei Duzend Nationalitäten. Es ist nicht Platz genug, auch nur ein Hinterhaus an den Berg zu kleben. Eingezwängt in die Schlucht liegt die Stadt, durchzogen von einer unglaublich engen, verwahrlosten, durch die zahlreichen Autos lebensgefährlichen Straße. Dann teilt sich der Cañon in Ost und West: der zwischen den beiden Schluchten aufragende Berggrücken ist das gewaltige Bergwerk.

Wenn man auf einer der mächtigen Brücken steht, die die Stadt überspannen, um die schweren Erzzüge zu Tal zu tragen, hat man vielleicht eines der eindrucksvollsten Bilder von Industrie, vom Schaffen menschlichen Geistes, der aus der Natur seine Schätze holt. In vierundzwanzig Terrassen, zwei Meilen lang, wird der ganze Berg abgetragen. Auf vierundzwanzig Terrassen bewegen sich zwerghaft erscheinende Erzzüge auf- und abwärts. Elektrische Schaufeln

Der
Mormonentempel
in
Salt Lake City.



mit riesiger Kraft heben das Erz und lassen es in die Erz-
wagen fallen. Nur ein paar Minuten, und so ein Wagen ist
voll, eine halbe Stunde, und ein ganzer Zug ist gefüllt. Dann
zickzackt dieser Ameisenzug den Berg hinab, und man kann
warten und verfolgen, wie er größer und lauter wird, je tiefer
und näher er kommt, bis er schließlich mit Gepolter und be-
ängstigender Geschwindigkeit an einem vorbei über die Brücke
talwärts rollt.

Ein besonderes Bild bietet die Mittagszeit im Bingham-
Cañon, wenn gesprengt wird. Mächtig tiefe, große Bohr-
löcher sticht man in den Berg, ein Haufen Dynamit wird in
ein solches Nest gefüllt, dann knallen die Schüsse. Braune
Rauchwolken spritzen auf, man hört aus der Ferne das an-
dauernde Krachen und Dröhnen der explodierenden Ladungen
und den niederpollernden Felsregen. Dann nach einem
Signal ist alles wieder friedlich. Die schweren elektrischen
Bagger schleppen sich mühsam an die entstandene Schutt-
halde. Rüge ähzen die Serpentinafen hinauf. Wagen auf
Wagen wird geladen, und die schweren Erzzüge poltern tal-
wärts mit quietschenden Bremsen und heißgelaufenen Achsen.
Technisch gibt es kein besonderes Wunder in Bingham.
Die Größe, das riesige Ausmaß sind seine Besonderheit, und
Sparsamkeit ist sein Problem. Jede Kraftausgabe muß ge-
messen, beobachtet, wenn irgend möglich verringert werden;
denn was eine kleine Vergeudung für eine Tonne Erz ist, wird
entscheidend für Gewinn oder Verlust bei 50 000 Tonnen.

Die Utah Copper Co. erzeugt denn auch bei einem der geringst-
gradigen Erze das billigste Kupfer der Welt.

Auf einem der schweren Erzzüge rollte ich die fünfunddreißig
Kilometer an die Gesteade des Großen Salzsees, wo die zwei
Riesenaufbereitungen liegen. Hier zeigt sich die Welt der Tech-
nik in mächtigen Bildern; so stellt sich der Europäer gewöhnlich
Amerika vor. Die Utah Copper Co. hat ein Meisterwerk
geschaffen, bei dessen Anblick einem Ingenieur das Herz nur
so lacht. Der Blick über sechsunddreißig völlig standardisierte,
harmonisch eingespielte rollende Mahltrommeln oder über die
Flotationszellen ist packend für jeden, der nur irgend Sinn hat
für die Schönheit des Gewaltigen in der Industrie.

• • •

Von Salt Lake City aus besuchte ich noch einige andere
Werke, um eine allgemeine Idee von Aufbereitung und
Schmelzerpraxis zu bekommen. Eine besondere Freude war
der Aufenthalt in Provo, das ich seines Stahlhochofens
wegen besuchte.

Nachdem ich die Columbia-Stahlwerke bei Provo besucht
hatte, nahm mich ein Lastauto voll häßlich klappernder
Röhren einige dreißig Kilometer weit mit; dann stand ich an
der Landstraße wie der typische Landstreicher. Obwohl ich an-
ständig angezogen war, fiel ich einem gefetzten Gentleman
auf, der mich heranwinkte an sein funkelndes neues Auto.

Er sei vom Sheriffsamt, und er erkundigte sich nach Alter, Heimat und Zweck meines Landstreichens. Und in echt westlicher Offenheit erklärte er, daß er besser ein Auge auf Leute wie mich hätte. Dann pilgerste ich ein Stück weiter und pfiff auf Sheriff und Sheriffsamt. Es ist ja bisher in Amerika noch nicht strafbar, zu bömmen. Die Straße war beunruhigend autoleer. Wie sollte ich da heute noch nach Tintic gelangen?

Kommt da ein prunkvoller Achtzylinder angerollt, und ohne allzu große Erwartung winke ich zu halten. Im allgemeinen greifen einen reiche Autos nicht auf, man hat mehr Aussicht bei Fords und Lastwagen. Doch dies wunderbare Auto hielt und nahm mich mit. Ich schäkte den Fahrer etwa auf einen Schafrancher großen Stils, eine achtungsgebietende Erscheinung im breitkrempigen Westernhut, prächtig lackierten Schaststiefeln, Lederjacke und vornehmen Wildlederhandschuhen, sehr sportlich, sehr aristokratisch. Wir unterhielten uns eine Weile angeregt und mochten uns anscheinend gern. Da sah ich in der Seitentasche an der Wagentür ein Aktienbuch mit der Aufschrift „Sheriff“, was mich lächeln machte. Wir waren so recht im gemütlichen Plaudern, und so sagte ich — der Sheriff war nämlich dabei, mich über mein Wer und Woher auszuquetschen: „Und ich mache 'ne Wette, Sie sind der Sheriff dieses Kreises!“ Erst am Ende der Fahrt zeigte ich ihm die Quelle meiner Weisheit; aber bis dahin hatte er schon die Wette eingelöst: er machte einen Umweg und brachte mich bis nach Tintic. Inzwischen hatte ich ihm berichtet, daß ich gerade von seinem Beamten aufs Korn genommen sei, und wir lachten herzlich. Wäre diese Szene in Deutschland möglich?

Am Spätnachmittag stand ich denn am Schacht der North Lily im berühmten Tinticgebiet. Wir hatten das Utahtal, die fruchtbare Niederung, durchquert, dann hatten uns die flachen, rollenden Sagebrushhügel für viele Meilen verschluckt, und kaum merklich waren wir in die Berge gekommen. Nun stand ich hier am North-Lily-Schacht und hatte einen freien, weiten, königlichen Blick über das Utahtal unter mir mit den Sagebrushhügeln und dann dem Schachtbrett von Feldern mit grünen Kleeßen darin, den wohlhabenden, gepflegten Dörfern, und auf die stolzen, schneeleuchtenden Wahsatchberge gegenüber. Hier stand ich an einem einfachen Gerüst von zwei galgenartigen Pfosten mit Schrägspreizen als Unterstützung, mit einer primitiven Rolle am Joch des Galgens und darunter einem schwarzen Loch — das war die Silbergrube. Am Hang gegenüber sah man ein paar Reihen von Holzhäusern und Schuppen mit der Prärie als Garten und der Prärie als Aussicht, und ein Stück weiter unten lag die Tintic Standard.

Hier hielt ich dem Direktor einen Empfehlungsbrief aus Salt Lake City unter die Nase, und wie mit Zauberschlag standen mir alle Tore offen. Der Betriebsleiter entwickelte mir an Hand von Karten, Plänen usw. ein ausgezeichnetes Bild der Grube. Dann fuhr ich an und kroch durch die Wunder der Tintic Standard.

Ein netter Schwede fand sich als Schlafhauswärter, ein junger Karl; wir wurden rasch Freunde. Sein Kamerad, ein Norweger, kannte die Inseln Stordo und Lillebo südwestlich von Bergen in Norwegen, wo ich früher als Bergmann gearbeitet hatte. Diese Leute schleppten mich denn zum alten K., einem der Erzpäter Tintics, einem stolzen Deutschen. Mr. K. ist der Nefte eines großen deutschen Brauereibesizers in Milwaukee. Seine Familie gehört zur mitttelwestlichen Aristokratie. Der junge K., der Weisung seiner Zeit folgend, die hieß: „Young man, go west!“, war mit fünfzehn Jahren nach Utah gezogen und hatte früh seine Bergmannspraxis gewonnen. Was er dann angestellt hat, wissen die Götter. Heute gilt der Alte als ein Mann, der ein Vermögen machte, es in Bergwerksunternehmen steckte, verlor, wiedergewann

und wieder verlor. Augenblicklich ist er Kassierer in der Kolonialwarenhandlung in Dividend, Utah. Vor kurzem noch war er vielfacher Millionär und besaß 70 000 Aktien der Tintic Standard. Ein paar Jahre vorher waren K. und sein Teilhaber als Bettler in Utah umhergezogen, um für ein paar Cent Tintic-Aktien zu verkaufen.

Man stand in Joes Kolonialwarenladen und redete über neue Prospekte. K. hat seine zwei oder drei Stollen, in denen er einige Bergleute arbeiten läßt, die von ihm Kost und Wohnung bekommen und entweder entlohnt werden oder am Gewinn teilhaben, wenn man je etwas findet, wenn, wenn... Was wäre Tintic ohne dies Wenn? Man kann morgen irgendein Loch graben und eine Grube finden, so reich wie die Tintic Standard selbst. Der Geologe ist hier am Ende seiner Kunst. Amerikas erster Erzgeologe besuchte Tintic und erklärte, der Quarzit unterhalb des Kalksteins sei völlig taub, und er bewies das geologisch. Aber ein Steiger hatte eine fixe Idee; ohne Wissen seiner Vorgesetzten, die ihn für verrückt erklärt hätten, trieb er einen Stollen in den Fels; er fand eine Tasche, die Silber für 80 000 Dollar brachte. Solche Gruben erziehen den Bergmann zum Glücksspieler.

Mr. K. bleibt mir sehr lebendig in Erinnerung. Er scheint mir besten Bergmannsgeist des Westens zu verkörpern: eine Spielernatur, deren Würfel die Schätze der Erde sind, einer, für den Geld an sich nichts bedeutet als ein Mittel, seinen Tätigkeitstrieb zu befriedigen, sein Glücksspiel zu spielen. Er ist ein Philosoph, der über dem Schwanken von Glück und Unglück steht mit solch herrlichem Glauben und solch kindlicher Unbekümmtheit. Er ist immer der feine, großzügige, kultivierte Aristokrat trotz eines Lebens in dürftiger Dede. Er scheint so über all dem zu stehen und doch nicht einsam zu sein, sondern anerkannt und geliebt.

Als man sich am Abend getrennt hatte, war ich noch nicht fünf Minuten in meinem Zimmer, als es klopfte und mein Schwede erschien, ich sollte doch noch mit K. und ihm die übliche „Tasse“ trinken. Ich war gerührt und kann dem alten K. seine prächtige, warme Gastlichkeit nicht vergessen. Da plauderten wir denn vom alten Westen, von Glück und Leid des Bergmannslebens und von der Heimat, die der alte Mann so gern noch einmal sähe. Es war so der Geist des mit dem Glück um die Wette jagenden Schatzgräbers, der mir in Tintic entgegenwehte. Ich fühlte mich einbezogen in diesen Kreis: wanderte ich doch selbst durch den weiten Westen auf der Jagd nach Glück und Herrlichkeit! Welch fesselnde fremde Welt!

Wieder Glück, wie meist! Am anderen Morgen fand ich jemanden, der mich mitnahm bis an die Hauptstraße nach dem Osten. Dann ging es über den 2300 Meter hohen Soldier-Cummit-Paß und von dort steil hinunter nach Carbon County, Utahs großem Kohlenbezirk.

Bei Price (Utah) fällt das etwa 1300 Meter hohe Hochplateau, auf dem die Hauptstadt Salt Lake City liegt, in schroffen Felsen ab zu einem wüstenartig dünnen Sandbecken. Die Gebirgsschichten liegen hier so gut wie waagerecht, die Steilhänge sind wie ein aufgeschlagenes Buch der Geologie. Mit der sich ins Tal windenden Straße steigt man in immer ältere Gebirgsformationen hinab. Es sind vorwiegend bunte, harte Sandsteine, und in diese Schichten eingebettet liegt ein vier Meter mächtiges Flöz ausgezeichnete Kohle — also geologisch viel jünger als unsere Kohle.

Man treibt in gewissen Abständen parallele Stollen so weit wie möglich in das Gebirge vor und gewinnt auf diese Weise billige Kohle. Dann fängt man am Ende der Stollen an, diese auf beiden Seiten zu verbreitern und so hoch auszufehlen, wie das Flöz mächtig ist. Man verbreitert die Stollen so weit, als das hangende Gestein noch halten will,

Badeleben
im
Großen Salzsee.



ohne allzuviel Grubenholz zur Sicherung zu erfordern. In der größtmöglichen Breite und Höhe nimmt man die Kohle heraus und läßt die offenen Hohlräume am Ende der Stollen zusammenbrechen. Dabei benutzt man zum Hereinholen der Kohle sogenannte Schrämmaschinen, die die Kohle, sagen wir, unten ansägen, so daß sie infolge des Gebirgsdrucks herabbricht; oder man sprengt sie und fährt dann mit großen Grubentwagen, beinahe schon Güterwagen, in die annähernd waagerechten Abbaue. Dort steht ein stählernes Ungetüm, die Lademaschine, die die Kohle mit märchenhafter Geschwindigkeit in die Waggons füllt, die dann von elektrischen Maschinen zutage gefördert werden. Diese Lademaschinen sind entweder Löffelbagger, wie man sie bei uns in Steinbrüchen oder bei Kanalarbeiten sieht, oder es sind die sogenannten Kohlenfresser, Maschinen, die mit einer Stachelwalze die Kohle auf einen Ausleger kragen, von dem sie durch ein Kragband hochgeführt wird und in die Waggons „fließt“. Wenn der Kohlenfresser geschickt bedient wird, ist ein Zug von fünf Waggons im Nu gefüllt.

Das ist amerikanischer Kohlenbergbau, wie er allerdings im Osten auch nicht mehr überall möglich ist, denn sechzig bis siebzig Prozent der Kohle kann man nicht gewinnen, weil einem sonst das hangende Gebirge den Schädel einschlägt. Das Gebirge ist hier aber sehr geduldig, da es aus festem Sandstein besteht, der große Hohlräume aushält. Die riesigen Lademaschinen verlangen weiten Raum und dulden in ihrer Nähe keine Holzstempel zum Stützen des Hangenden. Wenn dies allerdings einmal herunterbricht, ist alle Kohle, die hinter der Einbruchsstelle liegt, verloren. Diese Abbaumethode ist billig — vorausgesetzt, daß Kohle genug da ist, so daß man sie vergeuden und noch mit der Gewinnung eines Drittels die Pacht oder den Kauf der Kohlenfelder bezahlen kann. Es tut auch not, daß die Gewinnung billig ist, denn die Konkurrenz ist scharf — es gibt ja überall Kohle genug — und die Frachtkosten sind sehr hoch. Selbst zu den nächsten Märkten von irgendeiner Bedeutung, zum Beispiel Salt Lake City, ist die Fracht weit höher als alle anderen Unkosten zusammen.

Als Markt kommt nur der Westen in Frage, wo keine Kohle vorkommt, das heißt die Pazifikküste, besonders Kali-

fornien und Oregon. Der Mittelwesten, Osten und Süden haben ihre eigene Kohle. Der Preis von Utahkohle besteht an der pazifischen Küste zu einem Teil aus Gesteungskosten und zu vier Teilen aus Fracht! Denn die Eisenbahn, die allein zur Beförderung in Betracht kommt, muß auf einer Strecke, die etwa der von Berlin nach Paris gleichkommt, zwei große Bergketten überschreiten. Der Soldier-Summit-Paß ist 2300 Meter hoch, der Truckee-Paß über die Sierra Nevada etwa 2100 Meter, und von dort fährt der Zug bis auf Seeshöhe hinab nach San Franzisko oder Portland oder Los Angeles.

Minderwertige Kohle verträgt diese Frachtkosten nicht, und so sieht man im Utahkohlenbecken überall die Halden voll abgesiebter Feinkohle, die kein Mensch kaufen will. Sie entzündet sich mit der Zeit von selbst, verglimmt langsam und verpestet die stillen Felschluchten und Cañons mit ihrem Dualm. Kohlenwäschern wie an der Ruhr, wo man Steine ausschalten muß, gibt es nicht: die Kohle ist rein — andere läßt man stehen. Man siebt sie lediglich. Bergeversatz, das heißt Ausfüllen der leergekohlten Grubenräume, gibt es auch nicht. Traumhafte Zustände für einen Bergmann, der die Ruhrkohlenverhältnisse gewöhnt ist! Nur schlagende Wetter, den Schrecken des Kohlenbergmannes, gibt es ebensoviel, doch nimmt man es mit den Sicherheitsvorschriften nicht so genau. Ich habe nie solch mächtige „Bläser“ gesehen wie in Utah: Felsklüfte, aus denen das Grubengas unter Druck ausströmt. Oft zündet man sie einfach an — allerdings gehört dazu etwas Mut. Aber wenn ein Bläser einmal brennt, ist es das sicherste Mittel, das Gas unschädlich zu machen.

Die Kohlenindustrie in Amerika und besonders in Utah ist das Stiefkind der großen Eisenbahnen, Stahlwerke und Montantrusts. Die Leitung der Gruben liegt in den Händen von finanziell Interessierten, die Betriebsleute sind Selbstmademen. Im Westen wird kein Kohlenbergmann wissenschaftlich ausgebildet. Kohlenbergbau ist dort noch kein Ingenieurzweig. Ich hatte deshalb keine große Lust, hier zu arbeiten, sondern besichtigte nur ein halbes Duzend Gruben. Dann zog es mich ostwärts.

(Schluß folgt.)

Das Klima in der Zimmerecke.

Neue Wege der Wetterforschung. — Die „Mikro-Klimatologie“. — „Schonklima“ und „Reizklima“.

Wir sind heute gewöhnt, daß die Meteorologen uns das Wetter mindestens für den nächsten Tag mit einiger Sicherheit voraussagen, und neuerdings ist es gelungen, die Wetterlage in großen Zügen sogar für Monate im voraus anzugeben. Die letzten Forschungen auf dem Gebiet der Wetterkunde setzen sich zum Ziel, den klimatischen Charakter kommender Jahre aus der Beobachtung der Sonnensflecken und anderer kosmischer Einflüsse zu ergründen. Aber diese Wettervoraussagen, die für die Land- und Forstwirtschaft, für den Schiffs- und Flugverkehr von gleich großer Bedeutung sind, wurden erst möglich, als die Wissenschaft der Meteorologie entstanden war und die uralten Bauernregeln auf ihre Grundlagen „exakt“ erforscht wurden. Und noch heute sind die sonst so zuverlässigen Voraussagen der Wetterwarten nicht überall gültig, und immer wieder begegnet man seltsamen Widersprüchen, die man sich zunächst nicht erklären konnte.

Da wollte zum Beispiel bei einem Bauern inmitten der besten Weizengegend das Getreide nicht rechtzeitig reifen, oder es verkümmerte, obwohl sich der Boden von dem des glücklicheren Nachbarn in nichts unterschied. Oder ein Bergsteiger begegnete hoch über der Waldgrenze, über den Latschen noch Laubholz und Moosen, die sonst nur in südlichen Gegenden vorkommen; im Lechnergraben in Oberösterreich fand man in mehr als tausend Meter Höhe außer zwei tropischen Moosen und immergrünen Stechpalmen sogar einen Schimmelpilz, der sonst nur noch im tropischen Amerika vorkommt. An anderer Stelle stieg man in ein Tal, und anstatt daß die Pflanzenwelt reicher wurde, wurde sie armseliger ... Die Talsohle war von einem See kalter Luft ausgefüllt, wie etwa bei der Gsteirneralm in Oberösterreich, wo im Winter zuweilen Kälten von 51 Grad Celsius unter Null gemessen werden!

Prof. Dr. Wilhelm Schmidt, heute der Leiter der Wiener Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, war der erste, der, unterstützt von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, sogenannte „kleinklimatische“ Forschungen anstellte, und sie lehrten, daß das Klima eines Ortes nicht nur von der geographischen Lage und den allgemeinen Wetterverhältnissen abhängt, sondern auch von der Bodenbeschaffenheit und -form sowie von der Art der Pflanzen, die dort wachsen oder angebaut werden.

Oft braucht man nur eine Baumreihe oder eine Hecke zu pflanzen oder zu beseitigen, um das örtliche „Kleinklima“ entscheidend zu ändern und den Ertrag eines Ackers zu verbessern. Eine zweizeilige Allee kann das Klima eines Landstrichs nicht unbedeutend beeinflussen. Die Schutzhütten in den Bergen zum Beispiel, die früher nur sommerlichen Bergfahrern zu dienen hatten und daher an windgeschützten Stellen gebaut worden waren, nimmt man jetzt, da die Wintersportler sie aufsuchen, aus den Tälern und Mulden heraus und setzt sie auf die Berge, weil man festgestellt hat, daß die Kaltluft sich in abflußlosen Tälern sammelt und ein fast polares Klima schaffen kann, während die intensive Sonnenbestrahlung auf den Höhen ein weit milderes Klima schafft.

Der Förster kann auf Grund kleinklimatischer Untersuchungen feststellen, wie die Bäume gefällt und die Schläge

angelegt werden müssen, damit bei der Wiederaufforstung die jungen Bäume nicht durch den Wind geschädigt werden und genügend Licht und Luft bekommen.

Von diesen kleinklimatischen zu den mikroklimatischen Untersuchungen war gedanklich nur ein Schritt. Technisch dagegen war dieser Schritt außerordentlich schwierig, denn die Instrumente für derartig feine Messungen mußten erst geschaffen werden. Jetzt mißt man winzige Wärmeeinheiten mit einem Thermoelement, mißt mit seiner Hilfe zum Beispiel im Nu die Temperatur jeder beliebigen Stelle auf der Haut oder die Wärme innerhalb einer winzigen Grasfläche. Und man hat auf diese Weise festgestellt, daß es schon innerhalb der Pflanzendecke — also wenige Zentimeter über dem Erdboden — verschiedene Luftströmungen gibt, die nicht nur die Kohlen säureabgabe an die Pflanzen beeinflussen, sondern auch günstige oder ungünstige Verhältnisse für die moderne Kohlen säuredüngung schaffen können.

Mit Hilfe dieser Mikrothermometer entdeckte man, daß innerhalb von Siedlungen, auch wenn sie nur klein waren, die Temperaturen im Winter höher, im Sommer niedriger sind als auf dem flachen Lande; man hat günstige und ungünstige Wohngegenden innerhalb einer Stadt festgestellt, und man ist jetzt imstande, auf Grund solcher Messungen Städtebauern Anweisungen zu geben, wie die Straßen einer Stadt verlaufen, und wie die Häuser gebaut werden müssen, damit der Mensch sich wohl fühlt.

Man ist noch weitergegangen: man hat die klimatischen Verhältnisse innerhalb großer Amtsgebäude und Fabriken gemessen, man hat Angestellte mit Mikrothermometern ausgerüstet, die sie auf allen ihren Wegen mit sich führen und in bestimmten Zeitabständen ablesen mußten. Und man stellte fest, daß der Beruf eines Beamten im Frühling gesund ist, da er in einem sogenannten „Schonklima“ lebt — die Innen- und Außentemperaturen sind ziemlich ausgeglichen —, dagegen im Winter ungesund, weil er zwischen überheizten Innenräumen, kalten Fluren und eisiger Außenluft hin und her pendelt und daher in einem „Reizklima“ lebt.

In Museen hat man festgestellt, daß man Gemälde innerhalb eines Gebäudes nicht ohne weiteres überall hingängen darf; das örtliche „Kleinklima“ kann Farben zerstören oder ihren Glanz vernichten, Bilder können sich — genau wie ein Mensch — „erkälten“ und dadurch dauernd Schaden nehmen.

Die klein- und mikroklimatischen Forschungen werden in vielen Städten Europas gleichzeitig betrieben — in Darmstadt zum Beispiel vorzüglich für das Sondergebiet des Segelflugs —, aber sie sind noch längst nicht abgeschlossen. Vielleicht wird man eines Tages mit einem einfach bedienbaren Instrument, mit einem „Zimmerbarometer“, feststellen können, ob dieser oder jener Raum zum Schlafen oder zum Arbeiten besonders geeignet ist, ob man sich in einer bestimmten Zimmerecke dauernd aufhalten soll, oder ob ihr „Klima“ die Neigung zu Erkältungen oder Krankheiten etwa fördert ... Man wird vielleicht Sommerfrischen und Erholungsorte, Baupläze für Landhäuser und Sportplätze „kleinklimatologisch“ erforschen, um die günstigsten gesundheitlichen Bedingungen für menschliches Wohnen und Leben festzustellen.



Kapelle am Walchensee.

Lichtbild: Erich Reglaß.

Das Gebet auf der Brücke.

Erzählung von Hans Franke, Heilbronn.

Auf der Brücke bei G. im Schwäbischen konnte man vor Jahren mitunter — namentlich an den großen Festtagen — eine einfache Frau beobachten, die lange Zeit auf der Brücke auf und ab zu gehen pflegte, oder auf einem mitgebrachten kleinen Feldstuhl niedersaß, und dies immer unmittelbar in der Nähe des mittleren Pfeilers, der in einer Art Obelisk endete. Es war eine dunkelgekleidete Frau, die einen runden schwarzen Hut trug und an deren Kleidung man außer einer golden leuchtenden Brosche keinerlei Weiß oder Farben beobachten konnte. Oftmals auch stellte die Frau

den Feldstuhl zur Seite und kniete im Staub der Brücke vor dem Pfeiler nieder, in stille, selbstverständliche Andacht versunken. Es ist niemandem in dieser Gegend zuletzt aufgefallen, wenn die Frau dort kniete, denn alle kannten hier ihre Geschichte, und man konnte wahrnehmen, daß viele Rücksicht auf dies Geben geübt wurde: Man ging langsam und ohne Laut an ihr vorüber, Lachen und Gespräche brachen ab; ja, es ist oft vorgekommen, daß die schweren pflernden Entewagen und Fuhrwerke ihren Lauf vor der Brücke verhielten, wenn ihre Lenker die Frau dort knien sahen, und warteten,

bis die Frau mit einem letzten Blick auf den Pfeiler, der einen Bauspruch und eine Jahreszahl trug, wieder von hinnen ging. Dies aber ist die Geschichte dieser seltsamen Andacht.

Als die Brücke, die zwischen G. und K. über den Neckar führt, vor vielen Jahren gebaut wurde, war dort unter anderem ein Arbeiter beschäftigt, der in der nahen Stadt seinen Wohnsitz hatte, sich aber, um das lästige Fahrgeld zu sparen, billig in G. eingemietet hatte und seine Frau des Samstags nach K., der Bahnstation, kommen ließ, um einen Teil des Lohnes ihr anzuvertrauen, frische Wäsche und ein wenig Hausgemachtes zu empfangen und seine unsauberen Sachen der Frau zu übergeben. Dazu natürlich einen Gruß und herzhaften Kuß für die Kinder.

Der Mann war als ein lustiger und lieber Kerl bei seinen Arbeitskameraden bekannt, alle hatten sie ihn gern, er wußte auf der Mundharfe gut zu spielen, und seine Schnurren und Wiße waren prächtig, wenn auch ein wenig derb. Und weil er so lustig und stets guter Dinge war, saß er auch gerne bei einem Schoppen Wein in der Schenke, denn hier löste sich seine Zunge und kamen die Schnurren ihm ins Gedächtnis gestiegen. Und der herbe Wein mundete ihm besonders, wenn er Samstags mit seinem Weibe zusammensaß, das er eine Woche lang nicht gesehen hatte. Er kam zu diesem Beisammensein stets in einem der Nachen, die an der Baustelle gebraucht wurden, über den Fluß gefahren, und er fuhr nachts auch in dem Nachen wieder zurück, bis an die Baustelle, die damals bei dem Bau der Pfeiler angelegt war. Das Wasser reichte bis kurz an die Baustelle heran, wo die Schächte der Pfeiler schon gezimmert standen, um den Beton aufzunehmen, den die großen Maschinen den Tag über ausspien und aus großen Mäulern fallen ließen.

Wenn er so mit der Frau geschertzt und geschäkert hatte, wenn sie sich wieder einmal gegenseitig in die Augen geschaut hatten, wenn er die Küsse für die Kinder auf ihrem Munde abgegeben und sie noch einmal umfaßt hatte, dann ging er wohl nach Abfahrt des Zuges wieder in die Schenke zurück und trank hier einen oder gar zwei Schoppen mehr, als das seine Art war. Leise pfeifend stieg er dann zum Neckar hernieder, setzte sich in seinen Kahn und ruderte mit ein paar mächtigen Schlägen auf die Baustelle zu, die dunkel aus dem Wasser ragte, um bei ihr festzumachen und über die Bohlen und Bretter hinweg seinem Nachtlager in G. zuzustreben.

Eines Montags nun wunderte man sich auf der Baustelle, daß dieser Arbeiter nicht auf seinem Arbeitsplatze erschien, wie es seine Pflicht war, und man dachte, er habe vielleicht auch am Sonntag einen über den Durst gehoben und schlasse nun in G. seinen Rausch aus. Der Nachen, den er sonst sorgfältig festzumachen pflegte, schaukelte, abgetrieben, im Schilf des jenseitigen Ufers, die Laterne, die er in der Zeit des Neumondes bei sich trug, lag auf den Brettern. Die Kollegen fluchten ein wenig, einer mußte in einem anderen Nachen den Flüchtling vom anderen Ufer herbeiholen, die anderen aber standen bald mitten in der heftigsten Arbeit, denn gerade heute ging die große Füllung der Strebepfeiler an. Die Tage waren schön und wolkenlos, und bald ratterten die Betonmaschinen und ließen Zentner auf Zentner in die hohen Formen der Pfeiler gleiten, auf denen einst das ganze Gewicht der Brückenbögen zu liegen kam.

Als nun aber der Arbeiter auch am Dienstag nicht auf der Baustelle erschien und in seiner Schlafstelle in G. auch nicht aufzutreiben war, wurde bei der Frau in der Stadt eine Rückfrage gehalten, die ergab, daß er dort ebenfalls nicht gewesen war, so daß man sagen konnte, er sei buchstäblich vom Erdboden verschwunden. Nun glaubte man natürlich zunächst, daß der Mann ertrunken sei, und man wartete, daß seine Leiche an

einem der nächsten Tage in dem nahen Wehr hänge, das dort den Strom teilte und alles auffing, was angetrieben wurde. Aber auch hier kam der Verschwundene nicht ans Licht.

Seine Frau war sehr traurig, denn gerade am Samstag hatten sie lange zusammen geschäkert, der Mann hatte auch vieles von dem Bau der Brücke erzählt und wie nun mit der Pfeilerfüllung und den weiteren Arbeiten bald alles der Vollendung entgegengehen werde. Es war auch festgestellt worden, daß er noch zwei Schoppen getrunken hatte, ehe er sich vergnügt und munter auf seinen abendlichen Heimweg gemacht hatte. Ein Bauer hatte ihn noch mit seiner Laterne ins Boot steigen sehen.

Die Geschichte vom Tode des Arbeiters hätte sich wohl im Nebel des Unauflösbaren verloren, wenn nicht eine seltsame Begebenheit auf der Baustelle wenige Tage später die Aufklärung gebracht hätte. Die großen Mittelbogen nämlich waren nun eingefügt worden, der Mittelpfeiler war seines Brettergerüsts entkleidet und stand hoch und gewaltig da, und man war dabei, den östlichen wesentlich kleineren Pfeiler mit der Betonmasse zu füllen. Die Schachtwände waren auch hier gestützt und gefügt, und ansehnlich war auch hier die Tiefe, in die man noch einmal herabschaute, ehe sich die Walzen der Maschinen in Bewegung setzten. Und ehe das geschah, da rief mit einem Male ein junger Hilfsarbeiter, der über den Rand in den Abgrund spähte: „Da unten liegt ja der X!“ Nun war es zwar nicht der Vermißte, der da lag, es war nicht einmal ein Bündel Kleider, Lumpen oder Säcke, es war nur ein Schatten, den der Mann gesehen hatte. Vielleicht war es nicht einmal ein Schatten, sondern ein Gesicht, ein Ausruf. Denn obwohl man nichts fand, wußten die Arbeiter mit einem Male dennoch, wo denn nun der Vermißte zu suchen gewesen wäre, und wo er aller Borausicht nach auch sein Grab gefunden hatte: auf dem Grunde des Mittelpfeilers, der damals so weit wie nun jetzt dieser Pfeiler gewesen war!

Als die Arbeiter den Ruf des Hilfsarbeiters und seine hell-sichtige Deutung begriffen hatten, wurde es auf der Arbeitsstelle ganz still. Niemand wagte nach dem Mittelpfeiler zu schielen, in dem sie selbst, seine Kameraden, unwissend ihm das Grab geschüttet hatten; niemand tat einen Schlag mit dem Hammer, niemand hob das Beil oder den kurzen Schlegel, es lag eine furchtbare und grauenvolle Stille ringsum. Es war ein ganz klarer herbstlicher Tag, und aus dem nahen Flußbade hörte man das Geschrei der Kinder. Als man sich aber von dem ersten Schreck erholt hatte, schritt ein älterer Arbeiter, mit dem der Vermißte oft einen Trunk getan hatte, langsam aus der Gruppe heraus und auf den mittleren Pfeiler zu, und ihm nach schoben sich die anderen. Auf dem zu Tode Gestürzten lasteten nun diese Überzentner Beton, lastete das Gewicht der Rundbogen; ein Grab war hier geworden, wie es wenige Menschen haben und finden werden. Der alte Arbeiter schritt, wie gesagt, langsam auf dieses Grab zu, legte seine Hand wie liebevoll auf die rissige Wand, lächelte ganz seltsam und verschluckte dann das Wort, das er aussprechen wollte. Dann nahm er seine Mütze ab, und die ganze Belegschaft betete leise.

Die von der Kriminalpolizei kurz darnach wieder aufgenommenen Nachforschungen bestätigten den seherischen Einfall des Hilfsarbeiters: Der Mann mußte bei der Heimkehr in den Schacht des Mittelpfeilers gestürzt und zu Tode gekommen sein; ohne daß sie es ahnten, hatten seine Arbeitskameraden über ihm das Grab gewölbt...

So kam es, daß die Frau des Toten jahrelang hier ihre Andacht verrichtete: betend und kniend vor der sehr unheiligen Wand eines Betonpfeilers; aber alle, die es wußten, ehrten diese Gebete mit Stille und Schweigen.

Deutsche helfen das alte Athen ausgraben.

Neue Funde bei der Akropolis.

Von Gerhard Benzmer.



Blick durch die Säulen des Propyläen auf die Akropolis.

Wer eine Fahrt ins Land des klassischen Hellenentums antritt, trägt als größte Erwartung dieser Reise die Freude auf das Bild der Akropolis im Herzen; auf die Stätte, die den alten Griechen als das höchste ihrer Heiligtümer galt, und die bis heute das köstlichste Erbe der Antike bewahrt hat. Die Akropolis meinen wir, wenn wir von Athen sprechen, sie ist uns Gleichnis der Welt des klassischen Altertums, ihr Bild schwebt uns vor, wenn wir „das Land der Griechen mit der Seele suchen“. Wir tragen es schon im Herzen, wenn uns das Schiff zwischen dem Jonischen und dem Ägäischen Meer in ganztägiger Fahrt um den Peloponnes herumführt, wenn die schimmernde Fläche des Lakonischen Meerbusens und die blinkenden Schneehäupter des Tageros vorbeiziehen und der Dampfer in das lärmende Gewühl des Piräus einläuft.

Nicht rasch genug geht uns dann die Fahrt mit der elektrischen Schnellbahn nach Athen und der Weg durch die staubigen, menschenwimmelnden Straßen und Gassen der griechischen Hauptstadt. Bis man kurz darauf am Fuße des Burghügels steht, der wie ein ragender Thron der Götter aus dem Gewoge von Häusern und Gärten der attischen Ebene emporsteigt, gelassen über das Gewimmel der Sterblichen blickend. Goldbraun leuchtet der Fels, grün das Gewirr von Agaven, Zypressen und Oleandergebüsch, rötlich-weiß glüht der Marmor der Tempel; und wie sich in undorstellbarem Glanz der Farben das Gemälde von der Bläue des griechischen Himmels abhebt, spürt man's, daß die athenische Landschaft zu den lichtvollsten der Erde zählt.

Je länger man das Wunder der Akropolis auf sich wirken läßt, um so tiefer versinkt man in geheimnisvolle Verzauberung, um so lebendiger werden die tausend Überlieferungen und Geschichten, die um die Burg der Himmlischen weben. In vollen Zügen genießt man dann das rauschende Präludium der Propyläen, die sinnige Zierlichkeit des Niketempels, die dröhnende, überwältigende Majestät des Parthenons und die reife Gefomtheit des Erechtheions. In tiefer Ergriffenheit spürt man es: Hier ist das Erhabenste, was uns eine nie wieder in gleicher Höhe erreichte künstlerische Gestaltungskraft hinterließ, nicht im Museum aufgebahrt und geordnet, hier ist das Altertum selbst, hier ist die Welt des Themistokles, des Perikles, hier auf dem ragenden Burghügel, zu dessen Füßen in wundervoller Mosaik Land und Meer sich dehnen, Buchten und Berge, Dörfer und Städte. Und mit allen ihren Namen verknüpfen sich ungezählte Erinnerungen: mit der Insel Salamis und der Bucht von Eleusis, über die die Höhe von Akro-Korinth hinwegblickt, mit dem Aegleios und den Bergen von Megara, mit dem grünen Hymettos und Pentelikon, die das endlose Häusergewoge von Athen, das weißschimmernd rings um den Fuß der Akropolis brandet, wie ein köstlicher plastischer Rahmen einfassen.

Dann wandelt man wohl zwischen dem wuchtigen Säulenwerk des Parthenon hindurch, und mit jedem Schritt verstärkt sich das Gefühl der Bewunderung für diese herrliche, klare und adelige Dauschöpfung, die in all ihrer Trümmerhaftigkeit immer noch von allen architektonischen Werken des Altertums



Säulengang des Parthenon.

der urgewaltigsten Eindruck hinterläßt. Und was alles hat gerade der Parthenon im wechselnden Laufe der Zeiten durchmachen müssen! Mehr als zwei Jahrtausende nagten an seinem Marmor, bis schließlich im türkisch-venezianischen Kriege im 17. Jahrhundert das Werk der Zerstörung vollendet wurde und eine Bombe den größten Teil des von den Türken als Pulvermagazin benutzten Tempels in die Luft fliegen ließ.

Über die wehmütig-romantischen Zeiten, in denen man die Ruinen um ihrer selbst willen liebte, sind wir heute hinaus; die Altertums- und Ausgrabungswissenschaft unserer Tage zielt vielmehr darauf hinaus, die Dinge so zu erhalten, wie sie einst waren, oder den früheren Zustand nach Möglichkeit wiederherzustellen. So hat man auch am Parthenon ganze Säulenreihen wieder aufgerichtet; an der Ostfront des Tempels sind diese Arbeiten sogar bereits abgeschlossen worden. Mit der Wirkung kann

man sehr wohl zufrieden sein; da die einzelnen Säulentrümmern vielfach noch in genau der gleichen Anordnung daliegen, in der sie bei jener Explosion vor 250 Jahren auf den Boden geschleudert wurden, so ist der Wiederaufrichtung ohnehin der Weg gewiesen. Freilich ist von schönheitsfindenden Beurteilern — wohl mit Recht — beanstandet worden, daß zur Ergänzung Eisenbefestigung und eiserne Klammern verwendet wurden, was man anderen Ortes, z. B. bei der Wiederaufrichtung der großen griechischen Tempel in Sizilien, wohlweislich vermieden hat.

Dem, der unboreingenommen die Parthenonmajestät als Ganzes auf sich wirken läßt, werden solche kleinlichen Befristungen den Gesamteindruck aber nicht beeinträchtigen können; er wird, wenn er die Herrlichkeit der Säulen, Friesen und Metopen genießt, wenn er die organische Gewachsenheit dieser gleichsam dem Boden selbst entstehenden Bauschöpfung erfährt, zu der Überzeugung kommen, daß von allen griechischen Stilarten die schlichte dorische Ordnung in ihrer Naturnähe und Erdbundenheit, in ihrer gleichsam selbstverständlichen Ungefügtheit und herben Würde die tiefste und nachhaltigste Wirkung ausübt. Jeder Schritt wird dann zur Offenbarung: wenn die rötlich-weißen Säulen das Bild des in der Tiefe sich breiten Landes und der gegenüberliegenden Hügel und Berge mit fortwährend wechselndem Rahmen umgeben, wenn eine über die blaue Lichtflut des Himmels dahinziehende Wolke im Durchblick der Säulen erscheint und dem Gemälde für einen Augenblick eine ganz neue Note verleiht, wenn abends die Dämmerung fällt und der Marmor in unwahrscheinlichem Farbenspiel zu erglänzen anhebt.

Steigt man dann auf breiter Fahrstraße von der Burg der Götter zur Stadt hinab, so führt der Weg den Wanderer gewöhnlich zunächst zu jenem weißschimmernden



Tempel der Nike.

Heiligtum, das man schon von der Höhe der Akropolis herab zu Füßen des Burgberges daliegen sah: dem Theseion. Aber gemessen am urgewaltigen Erlebnis des Parthenon ist dieser erstaunlich widerstandsfähige Säulentempel, der als der heute besterhaltene altgriechische Bau gilt, eine Enttäuschung; er verhält sich zu seiner dort oben in luftiger Höhe thronenden Schwester wie eine Hauskaze zum Löwen. Allzusehr nach Schema konstruiert, steht er in der nackten staubigen Kahlheit seiner Umgebung da wie das Museumsmodell eines Tempels.

Aber unweit dieses Heiligtums, in dem Gebiet nördlich der Akropolis, beginnt nun in ständig wachsendem Umfang das alte griechische und römische Athen lebendig zu werden. Hier haben nämlich vor einiger Zeit großzügige Ausgrabungsarbeiten eingesetzt, die es sich u. a. besonders zur Aufgabe gesetzt haben, den alten Marktplatz, die Agora, aus dem Schutt der Jahrhunderte neu erstehen zu lassen. Als nach der Befreiung Griechenlands von der Türkensherrschaft in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Athen zur europäischen Großstadt heranwuchs, wurden die rasch sich mehrenden Häuserviertel kurzerhand auf den Scherben und Trümmern der Vergangenheit errichtet. Aber schon bald wurde man des gewaltigen, hierdurch entstandenen Verlustes inne; und allemal, wenn für den Neubau eines Hauses Ausschachtungsarbeiten vorgenommen wurden, gab der Boden Proben von wertvollen Überbleibseln des Altertums heraus.

So entstand der Plan einer großzügigen und umfangreichen Freilegung, der nun verwirklicht wird. Amerikaner und Griechen teilen sich in das gewaltige Werk, und zwar bearbeiten die Amerikaner den Westen des Ausgrabungsgebietes in einem Umfang von rund 70 000 Quadratmeter, die Griechen den etwa 47 000 Quadratmeter umfassen-



Das Erechtheion.



Die Propyläen.

den östlichen Abschnitt. Welch ungeheurer Aufwand für diese Freilegung erforderlich war, mag man daran ermessen, daß 577 moderne Häuser enteignet und etwa 8000 Bewohner dieser volkreichen Stadtteile entschädigt werden mußten.

Aber die Aufregungen lohnen sich auch, und — ganz abgesehen von den zahllosen Einzelfunden, wie Scherben, Skulpturstücke, Bildhauerecken, Statuen, Motivtafeln, Inschriften usw. —, die neuen Ausgrabungen gewähren mehr und mehr einen Einblick in das politische und wirtschaftliche Leben des antiken Athen. Schon hat man ganze Straßen mit den dazugehörigen Baulichkeiten und eine große, sorgfältig gebaute Wasserleitung freigelegt; im Jahr fand sich eine Panzerstatue vergraben, die aus der römischen Zeit des alten Athen stammt und vielleicht den großen Griechenfreund unter den römischen Kaisern, Hadrian, darstellt. Stützmauern, Altäre,



Blick von der Akropolis auf Athen.

Treppenanlagen und Gebäudefundamente wachsen aus dem Schutt; in einem von ihnen glaubt man die Reste der berühmten „Königshalle“ gefunden zu haben. Eines der bisherigen Glanzstücke aus der amerikanischen Ausgrabungszone aber bildet ein kürzlich aufgefundener Torso der geflügelten Siegesgöttin Nike, ein aus dem fünften nachchristlichen Jahrhundert stammendes Meisterwerk der Blütezeit athenischer Bildhauerkunst.

Das Deutsche Archäologische Institut in Athen, früher in hervorragender Weise an den Ausgrabungsarbeiten beteiligt, hat in der gegenwärtigen Zeit wirtschaftlicher Nöte keine Unterstützungen vom Reich für Grabungszwecke erhalten können; aber dennoch ist man auch hier nicht müßig gewesen. Dank der aus der „Oberländer-Stiftung“ stammenden Mittel hat man besonders im nordwestlichen Stadtteil des alten Athen, dem „Kerameikos“ oder „Töpferviertel“ graben können; und hier ist zumal von den Deutschen Kübler, Kraiker und Eilmann wertvolle Arbeit ge-

leistet worden. Eine große Zahl attischer Grabbauten wurde freigelegt; und dabei wurden auch zwei wertvolle archaische Marmorwerke aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert entdeckt: die Torso eines Reiters und eines Löwen.

So fügt sich Fund an Fund zu einer immer lebendigeren Mosaik des alten Athens; und wenn die herrlichen Bauten der Akropolis von dem religiösen Kult der klassischen Antike berichten, so erzählt der zu neuem Leben erweckte Marktplatz, der Mittelpunkt des wirtschaftlichen, geschäftlichen und geistigen Alltagslebens, von dem eigentlichen Bürgerdasein der alten Griechen; jene in den Schriften der Alten so oft genannte, von den Buden und Häusern der Kaufleute, Handwerker und Schenkwirte umgebene Agora, auf der vor 23 Jahrhunderten Sokrates einherzuwandeln pflegte, wenn er den Reichen wie den Armen, den Handwerkern in der Werkstatt und den jungen Vornehmen auf den Übungsplätzen seine Worte der Weisheit predigte.



Das wiederhergestellte Stadion.



Abend am Ammersee.

Lichtbild: Erich Reßlaff.

Wenn es Abend wird . . .

Von Hermann Hesse.

Es ist dunkel geworden, und die Gasse vor meinen Fenstern ist schon seit einer Stunde totenstill, nur der hohe Brunnen träumt und redet unermüdet weiter. Die verhängte Messinglampe beleuchtet die alte Wohnstube mit ihren matten Holzwänden: die schmale Wandbank, den starken Eichentisch, die bleichen Holzschnitte an der Wand. Und hinträumend genieße ich die Ruhe meines Hauses und meiner Stube, die Stille und Weltferne, die mir niemand stört. Unnötiges Reden lieben wir am Abend nicht; es ist so schön und wunderbar, der Stille zuzuhören und zu lauschen, wie die Erde einschläft, wie der

letzte späte Cimer am Brunnen flirrt und jenseits über dem See der letzte ferne Eisenbahnzug leise pfeift und fährt und verschwindet.

Ein Buch liegt auf dem Tisch, vielleicht werde ich später darin lesen. Es ist ein großer Quartband aus dem vorigen Jahrhundert, eine Übersetzung des Ossian. Daneben stehen mein Glas und ein Krug Meersburger, einer der besten ober-rheinischen Weine. Von den zwei Krügen, die ich habe, faßt der kleine knapp ein halbes Literchen, aber ich nahm heute — es geschieht selten — den größeren, weil mir sonderbar wohl

zumute war und weil mir heute, nach einem arbeitsreichen und zufriedenen Tag, ein friedvoll schöner Abend zu blühen schien. Während ich nachdenklich den Becher leere, beginnt in der kleinen Nebenstube meine Frau leise Klavier zu spielen. Sie hat den großen Krug gesehen und meine Stimmung erraten. Sie spielt kleine, verwehende Stücke von Schumann. Die feinen, leisgleitenden Töne kommen zusammen mit dem schwachen, rötlichen Kerzenlicht durch die weit offene Tür herein. Über der Tür auf dem altmodischen, schmalen Gesims stehen, einander zugewandt, zwei tönernen Kuckucke, Männchen und Weibchen, Schwarzwälder Bauernkunst, und werfen zwei wahnsinnig verlängerte, fidel-groteske Schatten an die Wand. Und wie immer, wenn ich abends müde bin und Musik höre, sehe ich alle diese kleinen Dinge verwandelt und ferner gerückt, und zugleich geht mein Sinn ungeheißer rückwärts und sucht Pfade der Vergangenheit, Erinnerungen steigen aus den Tönen, aus dem Lampenschein, aus dem Becher, aus der sacht wolkenden Pfeife, Erinnerungen in langen, sanften Reigen; es kommt eine der närrischen Stunden, in denen wir rasten und nichts tun, während doch die Phantasie, das Gedächtnis, die Sehnsucht und hundert kleine, tätige Nerven arbeiten und schaffen und fiebern. Selbstverständliches wird rätselhaft und unerklärlich. Gelesenes wird Erlebtes, Erlebtes wird Geträumtes, Vergessenes wird gegenwärtig, Erreichtes wird wieder zum Wunsch. Ferne, vor Jahren gelebte, seit Jahren vergessene Tage und Stunden sind so gegenwärtig und tatsächlich wie Tisch und Zimmer, wie meine eigene Hand, während das eben erblickte Bild, der eben gehörte Ton, die eben gemachte Gebärde traumfern und zu alten, alten Erinnerungen werden.

Halt, das ist nicht Schumann mehr! Was ist es doch? Ja, Chopin. Chopin! Diese Musik ist voll Heimweh, Sehnsucht und Erinnerung.

Es ist schön, es ist schmeichelnd und wohligh, an seinem sicheren Tisch zu sitzen, ein sicheres Dach über sich, einen zuverlässigen Wein in der Kanne, eine wohlgefüllte große Lampe brennend, und nebenan bei offener Tür eine Frau am Klavier, Chopin-Stücke und Kerzenlicht. . . Plötzlich steigt mir wie eine Seifenblase die Frage auf: Bist du eigentlich glücklich?

Ja, natürlich. Aber warte noch — nein, so eigentlich glücklich — nein, doch ich muß mich erst besinnen. Und wie ich mich besinne, fällt mir ein, daß man nicht vom Glück reden soll. Glück ist ja nichts, ein Wort, ein Unsinn; es kommt auf anderes an. Indem ich nachdenke, verwandelt sich die Frage. Ich möchte nun auf einmal wissen, wann mein frohester Tag, meine seligste Stunde war.

Mein frohester Tag! Ich muß lachen. In meiner Erinnerung, da, wo die guten, reinen, köstlichen Augenblicke aufgeschrieben sind, steht einer neben dem andern, zehn und hundert und viel mehr als hundert, und jeder ist fehlerlos, mit ungetrübter Lust erfüllt, und einer ist so schön wie der andere, und keiner gleicht dem andern. Da ist ein Tag, vor Jahren, im Hochgebirge verbracht, auf einer hohen Alp, zwischen Enzianen und kletternden Ziegen und Geißbubensjodel, ein feuchter, blauer Himmel darüber und in der Nähe das Rufen eines weißen Wasserfalls. Dann eine Morgenstunde noch, vor Sonnenaufgang, auf einer Odentwaldstraße, im Gespräch mit einem verirrtten Landstreicher, voll von Morgenkühle, Frühlucht, Erwartung und Humor. Und eine andere Morgenstunde auf der Schwäbischen Alb, da saß ich im schüttelnden Postwagen, und vorn und hinten goß der Regen herunter, und mir gegenüber eine kleine Sechzehnjährige, halb froh, halb ängstlich mit dem Unbekannten plaudernd, dann zuversichtlicher und schließlich fröhlich und ausgelassen wie ein Bub.

Aber wie kann ich den Abend vergessen, den warmen Juniabend am See, auf der dunklen Bank! Und unser langsames Gespräch, alle paar Minuten ein Wort, und unseren ersten Kuß! Oder die wunderbare Märchennacht, als ich zum ersten

Male, das Herz selig bedrückt von der Erfüllung jahrelanger Jugendsehnsucht, durch die Gassen von Florenz lief, und über den Ponte und wieder durch die alten Winkel auf die Piazza vor den schweigenden, kühnen, himmelhohen Turm! O, und der erste Anblick des Meeres — der Vormittag, da ich über Genua auf den Hügeln schweifte, und unten schrie im Sturm das blaue und weiße Meer an den steilen Felsen empor! Auch jene Mittagstunde darf ich nicht vergessen, die ich im Hofe eines südlichen Klosters auf dem herrlich glühenden Pflaster verschief, und wie der Pförtner mich tadelnd weckte, und wie wir Freunde wurden und einen ergiebigen Gang in die kalten, massiv gemauerten, mächtigen Keller unternahmen. Auch nicht den schwülen Hochsommermittag, da ich bei Rheinfelden mich seufzend entkleidete und an still brütenden Wäldern vorbei unter einem stählernen Gewitterhimmel aufatmend rücklings den Rhein hinabschwamm.

Ich finde kein Ende. Wieviel Sonnen haben mich verbrannt. Wie viele Flüsse und Ströme mich gekühlt, wieviel Wege mich getragen und Bäche mich begleitet! Wieviel Blicke in blaue Himmel und in unvergeßlich lebendige, liebe Menschaugen habe ich getan, wieviel Tiere lieb gehabt und an mich gelockt! Von diesen Augenblicken ist keiner schöner als der andere. Auch dieser gegenwärtige, da ich den Becher langsam leere, der Musik lausche und liebe Erinnerungen hege, auch dieser gegenwärtige Augenblick ist keiner von den schlechten.

O nein, und ich träume weiter. Und sieh, andere Bilder steigen aus dem Meer des Erlebten — Stunden des Leides, Tage der Trauer, der Scham, der Reue, Augenblicke des Erliegens, der Todesnähe, des Grauens. Ich sehe den Tag wieder, da meine erste, unvergessene Liebe betrogen ward und unter Qualen starb. Den Tag, da ein Bote kam und grüßte und Geld heischte und die Botschaft da ließ, daß fern in der Heimat meine Mutter gestorben war. Die Nacht, da mich mein Jugendfreund im Rausch beschimpfte. Die Tage, da ich nicht wußte, woher die Pfennige zu einem Brot nehmen, während meine Mappe von Gedichten und leidenschaftlichen Artikeln überquoll. Die vielen, vielen Stunden, da ich liebe Freunde leiden und verzweifeln sah und daneben stand und litt und nicht helfen, nicht trösten, nicht lindern konnte.

Und die Augenblicke, in denen ich vor Leuten stand, die reich waren und Macht über mich hatten und ihre geringschätzigen Worte hörte und meine im Krampf geballte Faust verbergen mußte. Die Gesellschaft, in der ich die Hand beständig auf die schmächtig geflickte Stelle meines letzten Rockes legte. Alle die Nächte, in denen ich schlaflos lag und nicht wußte, wozu ich dies Leben weiterführe. Und alle die Nächte, da ich am Wirtshausstisch mitlachte und Pöffen riß, und lustig tat, während mir innen elend und traurig zumute war. Auch die Zeiten hoffnungsloser Liebe, die Zeiten der Glaubenslosigkeit und Selbstverhöhnung, wenn wieder ein begonnenes Werk mißglückt, ein Ideal verloren, ein Versuch fehlgeschlagen war.

Auch hier kein Ende. Aber welche von diesen Stunden möchte ich hergeben, welche austreichen und vergessen! Keine, keine einzige; auch die bitterste nicht. Lieber noch einen von den frohen Tagen; es sind ohnehin, wenn ich nachrechnen will, viel mehr als böse.

Die Musik hat aufgehört, die Kerzen im Nebenzimmer sind verlöscht. Meine Frau kommt heraus, schaut in meinen Weinkrug und lacht: „Du bleibst noch auf?“

„Ja, ich will noch lesen: Ossian.“

Sie geht, aber ich lese keinen Ossian. Ich sitze still und fühle die Minuten entgleiten. Ich überschauere träumend die hundert Erinnerungen, die in dieser Stunde mich besucht haben. Soviel Tage, soviel Abende, soviel Stunden, soviel Nächte — und alles zusammen ist noch lange kein Viertel meines Lebens. Wo sind die andern? Wo sind die tausend Tage, die tausend Abende, die Millionen Augen-



Das Prisca-Quartett spielt Schubert.

Lichtbild: Groppe.

blicke, an die mich nichts mehr mahnt, die nimmer aufwachen und mich ansehen können? Vorbei, dahin, unwiederbringlich vorüber!

Und dieser Abend? Wo wird er bleiben? Wird er irgendwann einmal wieder erwachen und mir gegenwärtig sein und mich laut und sehnlich an ein vergangenes Damals mahnen? Ich glaube nicht, ich glaube, er wird morgen oder übermorgen vergangen und tot sein und nie wiederkommen. Und wenn ich heute nicht gearbeitet und mich gemüht hätte und ein kleines, kleines Stück vorwärtsgekommen wäre, so säße morgen oder übermorgen dieser ganze Tag, dies gegenwärtige Heute, unrettbar ins Bodenlose, zu den vielen begrabenen Tagen, von denen ich nichts mehr weiß. Freilich wäre es ungerecht, in einem Menschenleben nur die unvergessenen Tage zu zählen. Das stille Wachsen, das unbewußte Reifen, ebenso wie die unansehnlichen Stunden bescheidener, langsam fortschreitender Arbeit sinken unvermerkt und unbeklagt hinunter, und wo später unser Gedächtnis nur eine Reihe blasser, irgendwie vergangener, wertlos gewordener Wochen und Monate sieht, da war vielleicht die Zeit der Empfängnis und Vorbereitung für unverlierbare Lebensgüter. Aber ohne Höhepunkt und ohne unauslöschlich sich eingrabende Momente wäre doch das Leben mir undenkbar. Schon jetzt weiß ich für ruhige Feierabende nichts Edleres und Wohlthuenderes als ein stummes Gespräch mit den Schatten aller jener Augenblicke, die, in Wohlsein oder Schmerz das alltägliche Maß überschreitend, sich als reife Früchte lösten und nun zeitlos und immer gegenwärtig meine Schätze und meine Freunde sind. Wie erst, wenn ich alt sein werde? Woher anders kann jenes milde, leis wär-

mende Glück eines schönen Alters kommen als von einem randvoll gefüllten Gedächtnis solcher Momente?

Wenn es nicht gegeben ist, mit der großen, einseitigen Leidenschaft eines vom Dämon berührten Schicksals blind und glühend durch ein nie rastendes Leben zu stürmen, der tut wohl daran, sich zeitig in der Kunst der Erinnerung, vielleicht der ersten aller Künste, zu üben. Die Kraft des Genießens und die des Erinnerns sind eine von der andern abhängig. Genießen heißt, einer Frucht ohne Rest eine Süßigkeit entpressen. Und Erinnerung heißt die Kunst, einmal Genossenes nicht nur festzuhalten, sondern es immer reiner auszuformen, es goldiger und tiefstöniger zu machen. Jeder von uns tut das unbewußt. Er denkt dabei an seine Kinderzeit und sieht dabei nicht mehr ein Wirrwarr von kleinem Geschehen, sondern die zur Phantasie gewordene Erinnerung spannt selig blaue Himmel über ihm aus und mischt das Andenken von tausend Schönheiten zu einem ungetrennten, mit Worten nicht zu erschöpfenden Lustgefühl.

Indem so das Rückwärtschauen die Genüsse entfernter Tage nicht nur wiedergenießt, sondern jeden zu einem Sinnbild des Glückes, zu einem Sehnsuchtsziel und Paradies erhöht, lehrt es immer wieder neu genießen. Wer einmal weiß, wieviel Lebensgefühl, Wärme und Glanz er in eine kurze Stunde pressen kann, der wird nun auch die Gaben jedes neuen Tages möglichst rein und restlos und unverdorben aufnehmen wollen. Und er wird auch dem Leid gerechter werden; er wird einen großen Schmerz ebenso lauter und ernst zu kosten versuchen. Denn er weiß, daß auch das Andenken dunkler Tage ein schönes und heiliges Besitztum ist.

Lächeln über Europa.

Westliche Welt in östlicher Betrachtung.

Von Botschaftsrat a. D. Kimbei Scheba.

Geradeso ungereimt, wie euch vieles bei uns Japanern vor-
kommt, erscheinen uns eure westlichen Sitten. Ich will
ein paar von den Dingen aufzählen, die ich während eines
längeren Aufenthaltes in Deutschland beobachtet habe und
die einem Japaner seltsam erscheinen.

Es ist früher Morgen in einem typisch europäischen Heim.
Ihr schlaft auf weichen Kissen und Sprungfedermatratzen. Wir
sind anders, selbst im Schlaf; denn in Japan liegt man auf
harten Betten und legt seinen Kopf auf steife Kissen, die der
Frauen bestehen aus einem Holzkeil, zur Schonung der kompli-
zierten Frisur. Jetzt erwacht ihr. Ihr setzt euch auf und steigt
heraus, das Gesicht dem Fußende des Bettes zugekehrt. Wenn
wir in Japan aufstehen, machen wir eine Drehung, so daß wir
die entgegengesetzte Seite, die Kissen- und Rücken- Seite, vor Augen haben,
wenn wir uns erheben. Dem Zähnebürsten widmet ihr so-
wenig Zeit wie möglich. Unsere Landsleute brauchen möglichst
lange. Es ist in der Tat nichts Ungewöhnliches, einen Japaner
der niederen Klassen zu sehen, wie er auf einem Spaziergang
in der Nachbarschaft seiner Behausung seine Zähne putzt.
Nachdem ihr euer Gesicht gewaschen habt, nehmt ihr ein
trockenes Handtuch. Wir reiben unser Gesicht mit einem
nassen Handtuch ab.

Während die typisch europäische Familie beim Frühstück
sitzt, kann die Dame des Hauses ihrem Gatten zurufen:
„Heinz, möchtest du nicht hinauflaufen und mir irgend etwas
herunterbringen, um es über die Schultern zu legen?“ Und
Heinz läuft hinauf. In einer japanischen Familie sitzt Herr
Sato am Frühstückstisch, während seine Frau noch in der
Küche arbeitet. Wenn sie hereinkommt, ruft wohl Herr Sato:
„Lauf hinauf, ja, bitte, und bring mir meine Brille!“ Frau
Sato eilt gehorsam nach oben.

Es scheint fast, als täten wir alles gerade umgekehrt —
selbst beten. In europäischen Häusern — sofern gebetet wird —
geschieht dies vor den Mahlzeiten der Lebenden. In Japan
werden Gebete nur über Nahrung gesprochen, die den Toten
geweiht ist. Und wenn wir beten, kehren wir unser Gesicht
nach oben, während, wenn ihr betet, ihr das Gesicht nach unten
kehrt. Europäische Frauen tragen bei Todesfällen schwarze
Kleider, wohingegen in Japan Frauen während dieser trau-
rigen Zeit nur Weiß tragen. Dagegen ist Schwarz das übliche
Kostüm bei Hochzeiten. Ihr schwelgt vor der Hochzeit in
Liebe, und sehr häufig kommt es vor, daß diese Liebe an
Hefigkeit abnimmt, je mehr die Zeit verstreicht. Bei uns
erwacht die Liebe häufig erst nach der Heirat, denn in den
meisten Fällen kennen sich der Mann und die Frau nicht gut
genug, um auch nur Blicke tauschen zu können während ihrer
Verlobungszeit.

Ein japanischer Schreiner zieht seine Säge, während ein
europäischer sie stößt. Beim Gebrauch der Säge handhaben
eure Frauen das Griffende, während wir die Spitzen zusam-
mendrücken. Ihr stellt euren Regenschirm mit dem Griff nach
oben hin, wir den unseren mit dem Handgriff nach unten.
Beim Tragen eines geschlossenen Regenschirmes faßt ihr den
Griff; wir lassen unsern an einer Schlinge baumeln, die am
entgegengesetzten Ende angebracht ist. Beim Betreten eines
Hauses nehmt ihr als erstes die Kopfbedeckung ab. Das erste,
was wir tun, ist, unsere Fußbekleidung abzulegen.

Wenn ihr einen Gast mit heimgebracht habt, und er bringt
ein Geschenk, so überreicht er es sogleich. Unsere Sitte will,

daß das Geschenk erst beim Fortgehen übergeben wird. Wäh-
rend ihr das Geschenk übergebt, sagt ihr eurem Gastgeber, es
sei etwas sehr Hübsches und ihr hofft, daß es ihm gefalle. In
Japan versichern wir unserm Freund, daß alles, was wir
wählen könnten, um es als Geschenk zu überreichen, nichts
wert sei und daß wir wissen, daß er wenig damit anfangen
könne. Ihr macht ein Geschenk in Gegenwart des Gebers auf.
In Japan tut man derlei nie. Unsere „Nachtsisch“-Meden
werden vor Tisch gehalten. In Japan kann man stundenlang
warten und Tee trinken, bevor man sich zu Tisch setzt, steht
aber auf, sobald das Essen vorüber ist. In westlichen Ländern
wollen die Leute nicht auf das Essen warten, bleiben aber
stundenlang nach den Mahlzeiten sitzen und trinken schwarzen
Kaffee. Ihr steht zum Zeichen der Hochachtung, aber im
Fernen Osten ist es ungebührlich zu stehen; man muß stets
auf dem Boden sitzen, um einen Gast zu begrüßen.

Alte Leute leben in Europa im allgemeinen nicht bei ihren
erwachsenen Kindern. In Japan ziehen es die Kinder aus
Achtung vor ihren Eltern eher vor, ein wenig Unbequemlich-
keit — oft ist es recht viel Unbequemlichkeit! — zu ertragen,
als daß ihre Eltern von ihnen getrennt leben.

Eine andere Sache, in der die Japaner verschieden sind, ist,
daß sie lächeln, wenn sie zurechtgewiesen werden. Das hat ein
großes Teil Mißverständnis bewirkt zwischen ausländischen Ar-
beitgebern und japanischen Angestellten — fast ebensoviel
Mißverständnis wie die japanische Gewohnheit, nein zu sagen,
wenn ja gemeint ist, und umgekehrt.

Als der erste Zug zwischen Tokio und Yokohama lief, wohnte
der letzte Kaiser der denkwürdigen Zeremonie bei. Um auf
der Höhe der westlichen Welle zu sein, die gerade damals das
Land überschwemmte, beschloß der Kaiser, lieber in einem von
Pferden gezogenen Wagen zum Bahnhof zu fahren, statt in
dem Hospalankein getragen zu werden. Die einzige Schwierig-
keit bei der Benutzung des Wagens war, eine passende Livree
für den Kutscher zu finden. Nach der Suche in der kaiserlichen
Kleiderkammer wurde eine ausländische Ausrüstung entdeckt,
die sehr gut zu passen schien. Sie war stattlich, hatte Knöpfe
und dekorative Streifen und war angeblich auf der Auktion
eines in Yokohama verstorbenen deutschen Konsuls erstanden
worden. Also fuhr Seine Majestät in ihrem neuen Wagen
und alles schien in Ordnung für japanische Augen. Aber es
war schwer für Ausländer unter den Zuschauern, das Lachen
hinzuzuhalten, und das war ganz natürlich: der Kutscher fuhr
in Pyjamas!

Aber es gibt Dinge in Europa, die japanischen Augen genau
so lächerlich erscheinen. Zum Beispiel hatte ich unlängst am
Strand eines Seebades einen Anblick, der mich mir die Seiten
halten ließ, um nicht vor Lachen zu plagen. Denn ich sah am
hellen Mittag und mitten im dichtesten Menschengewühl eine
stolz dahinwandelnde Dame mit einem dunkelblauen japani-
schen Mantel, auf dessen Rückseite in flammend roten japa-
nischen Buchstaben von zehn Zentimeter Höhe die Worte
standen: Tokioer Feuerwehr. Das Muster war den von der
Tokioer Feuerwehrzentrale für ihre Mannschaften heraus-
gegebenen Mänteln entlehnt.

Somit erlaubt mir, dem europäischen Besucher in Japan,
der da ausruft: „Himmel, seid ihr ein seltsames Volk!“ zu
erwidern — in aller Freundschaft und Herzlichkeit, versteht
sich —: „Ihr nicht minder!“



Monumentalstandbilder heiliger Pferde vor einem indischen Tempel.

Die heiligen Pferde.

Von René Leonhardt.

Indien, das vielbefahrene, vielbeschriebene Reich im Süden Asiens birgt noch immer ungezählte Wunder und Rätsel, deren volle Erklärung nur dem Wissenschaftler vorbehalten bleibt. Und ein grundlegendes, historisches Wissen gehört dazu, aus Lebensgewohnheit und Glaubensbedingungen, aus Aberglauben und Notwendigkeit Erkenntnisse zu erhalten, die ausreichende Erklärung für das viele Wunderbare sind, das dem aufmerksamen Reisenden begegnet.

Unter den vielen Seltsamkeiten sind wohl die seltsamsten Erzeugnisse indischer Kunstfertigkeit die sogenannten „heiligen Pferde“. Überall in Vorderindien begegnet man ihnen, abseits der Dorfsiedlungen, eng aneinandergereiht, zerbrochen oder noch ganz, eigenartige Tonschöpfungen, lebensgroß oder überlebens-

groß, mit seltsamem Gesichtsausdruck. Aber kein Indianer könnte restlos erklären, woher sie kommen, welches Zeitalter sie geboren; sie stehen am Begrab, manchmal so verwittert und zerborsten, daß ein hohes Alter unschwer zu erkennen ist.



Fürbitter auf dem Rücken eines „heiligen Pferdes“.

Diese heiligen Pferde sind eigentlich — Gesandbeter. Man muß einer europäneren Religion die Grundlinien entnehmen, um dem Wesen dieser Bilddokumente gerecht zu werden, nämlich dem Katholizismus. So paradox es klingt: diese heiligen Pferde versehen ungefähr das Amt der vermittelnden Heiligen im Hinduismus; sie sind gedacht als Mittler zwischen Gott und Mensch — sie sind sinnfällige Aufnahmeförschöpfe von Bitten und Wünschen, Gebeten und Beschwörungen jener, die Hilfe durch die Götter

Ein
„Regiment“
heiliger Pferde
vor den Toren einer
vorderindischen
Stadt.



notwendig haben. Auch zu den Heiligen wird gebetet und von dem Betenden angenommen, daß sie sich eigens an Gott wenden, um dem Bittenden zu helfen. Wird ein Jnder krank, dann läßt er sich zu den heiligen Pferden bringen, er sucht zusammen, was er an Geld oder Geldeswert entbehren kann, denn die vermittelnde Hilfe soll ja bezahlt werden; dann wird er den Zettel mit seinen Beschwerden dem Pferde ins Maul geben oder dem Tempeldiener überreichen, der die Tonpferde betreut, nebst dem Sack Rupien, die er zusammengebracht. Und überraschend stellt sich oftmals tatsächlich die Besserung ein, nach stundenlangen Gebeten, die den Kranken zur Erschöpfung bringen. Auch der katholische Beter wird dem Heiligen ein Wachslicht opfern, wird in inbrünstigem Gebet Hilfe erleben und erwarten. Hier wie dort ist ein ungeheurer Teil Selbstsuggestion und das Wunder des Glaubens nötig, um tatsächlich gesund zu werden.

Diese heiligen Pferde sind meist sehr schön ziseliert und mit seltenen Ornamenten und Figuren überzogen. Früher, vor einigen Jahrhunderten, setzte man sie einzeln oder paarweise, aber immer abseits jeder menschlichen Gemeinschaft, weil die Hilfesuchenden und Kranken oft von schlimmen Geschwüren oder Seuchen befallen sind. Jeder Bittende versucht nun, durch enges Anpressen seines Körpers an den Pferdeleib die Wirkung zu erhöhen; dies hatte aber zur Folge, daß der nächste mit eben denselben Geschwüren oder Krankheiten behaftet wurde. Da fügte man Pferd an Pferd in einer Reihe, so daß keiner mehr durchschlüpfen konnte.

Eigenartig ist ferner, daß diese durch geheilte Pilger errichteten Pferde, sobald sie zu zerfallen beginnen, weder aus-gebeßert noch erneuert werden. Das Volk sagt: „Es hat zu viele Wünsche weitertragen müssen, die Gottheit will dies Pferd nicht mehr!“, und der nächste Pilger baut ein neues. Man wählt die Pferdegestalt, weil Brahma todkrank nach dem Nirvana ziehen wollte, aber, durch den Ritt wunderbar gekräftigt, wieder gesund wurde und zur Erde zurückkehrte.

Die ersten, noch erhaltenen Tonfiguren sind viel primitiver. Sie stehen plump auf einem Sockel, während die Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte bereits eine wesentliche Veränderung zeigen. Das leere Pferd, ohne Reiter, dünkte den Kranken zu wenig, man setzte also zuerst kleine, später größere Menschen-darstellungen auf das Pferd, um es nicht mehr allein zu

Brahma zu schicken. Und während früher diese Tonhüpfungen an Wegrändern standen, um jedem Wanderer, der die Straße entlang zieht, gefällig zu sein, sind sie heute als richtige Reiterstatuen Plankierung von Tempelbauten. Mitunter ragt eine einzelne Figur, ganz ohne Pferd, in die Höhe, alles eigen-artig barock anmutend, wie sich ja der indische Stil merk-würdig zum europäischen Barock hin entwickelt. Man braucht nur die neuen, wunderbaren Fürstenbauten und Tempelbäder von Benares zu betrachten, um diese Feststellung zu treffen. Der Sinn freilich ist derselbe geblieben, nur die Form hat sich verändert, vielleicht auch, weil die nicht unbeträchtlichen Ein-nahmen aus den Pilgerzügen zu den Gesundbetern die Tempel-beherrscher veranlaßte, möglichst wenig Umwege in der Zu-leitung der Opferbeträge zu machen. Und für die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Tempelbauten würde sich die primitive Form der ehemals heiligen Pferde kaum noch eignen.

In manchen Teilen Vorderindiens, wo sich aber diese Sta-tuen in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten haben, hat findiger Priestergeist noch ein übriges getan. Vor den Pferden stehen unter roh behauenen Steinbalken Waagen, die von ihnen getragen werden. Der Bittende legt auf die eine Waag-schale seine Gebete, auf die andere seine Bitte um Heilung. Aus dem „Zu-leicht-befunden“ entnimmt er sein Schicksal, ob die Gebete den Göttern schwerer wiegen als seine Wünsche. Auch dieses Orakel darf erst befragt werden, wenn eine ent-sprechende Entschädigung an den Tempeldiener bezahlt ist. Wer die Einfachheit und Bedürfnislosigkeit des indischen Ar-beiters oder Handwerkers kennt, wird begreifen, welche Ent-äußerung es bedeutet, wenn er mühselig in kleinster Münze ersparte fünf bis sieben Rupien den Göttern opfert. Er ruht aber nicht eher und verwendet ein Leben oft dazu, in Gemein-schaft mit seinem Dorfe ein neues Pferd errichten zu können. Daher haben einzelne Pferde auch Namen, die meist mit Orts-bezeichnungen übereinstimmen.

Für uns Europäer ist das heilige Pferd Symbol und Aus-druck eines leidenschaftlichen Volkswillens. Es ist aber auch ein einzigartiges Dokument schöpferischen Kunsthandwerks, das in seiner oft sehr edlen Form immer wieder zu der Er-kennntnis bringt, daß höchste Kunst nur immer Ausdruck volks-mäßig entwickelten Kunstsinns ist.

Hand-
geschmiedete
Ölampe
aus Nepal.



Das Handwerk in Asien.

Von Anton Lübke.

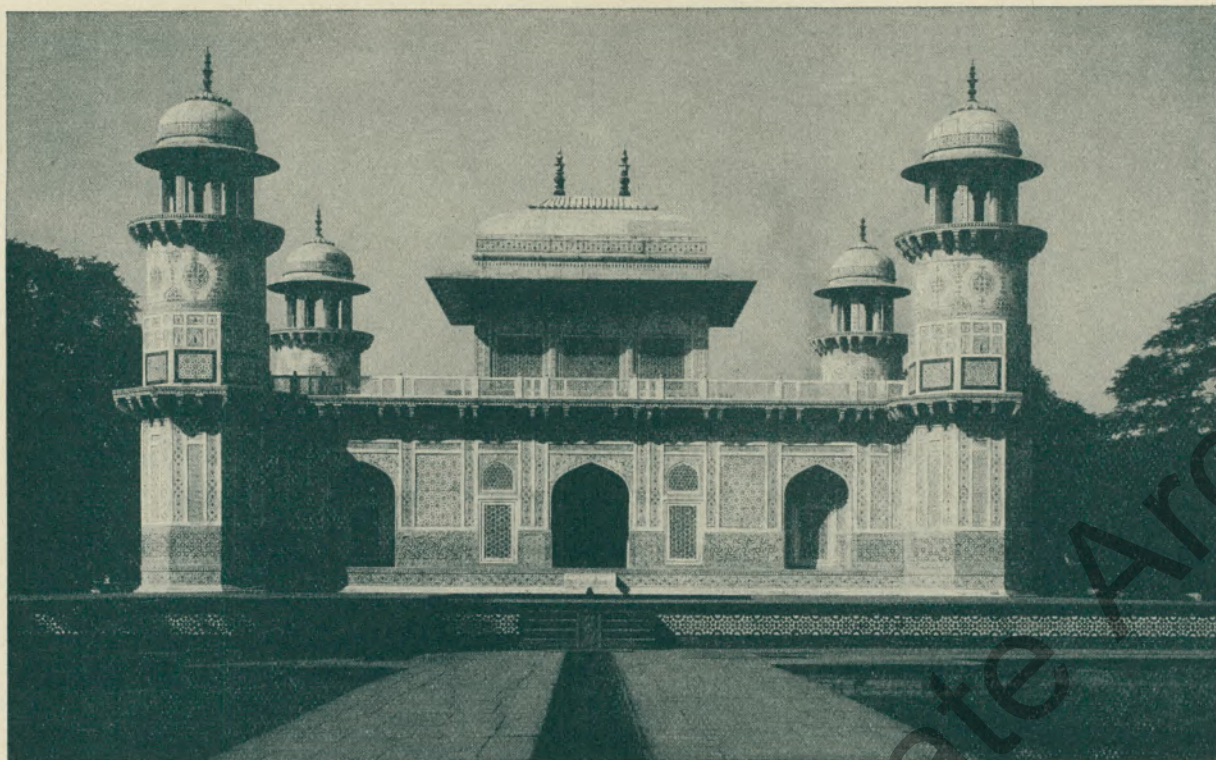
III. Das indische Kunsthandwerk.

Wenn man das gewaltige indische Land vom Norden der Himalajaketten bis hinab zur Perleninsel Ceylon durchfährt und nicht allein Sinn hat für die materiellen Interessen, die in Indien heute überwiegen, findet man neben der herrlichen tropischen Natur auch überall ein unendliches Maß wundervoller Kunst, die Verewigung eines kühn gewordenen Gedankens in Marmor- und Steindokumenten, Ausdruck eines groß gewordenen Kunstgeistes langer Jahrhunderte.

Die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Kunst der Farbengebung, die Malerei, das Weben von edlen Stoffen, Teppichen und Schleiern, die Verfertigung von Schmuck und tausenderlei Gebrauchsgegenständen aller Art hatten seit langen Jahrhunderten in Indien einen besonderen Platz, und

zwar deshalb, weil gerade dieses Land von kostbaren Rohprodukten allzeit von der Schöpfung besonders reich bedacht war. Dieses und die innere Geruchsamkeit des indischen Menschen, seine mystische Versenkung in die Geheimnisse der Natur, die frühere Förderung der Kunst und des Kunsthandwerks durch die das Land beherrschenden Fürsten und nicht zuletzt der mannigfaltige Einfluß von draußen trugen dazu bei, dem indischen Volke einen unverwischbaren Stempel aufzudrücken.

Zwar ist die heutige Kunst in Indien mehr oder weniger nur noch Kopie des Alten, aber in ihr erkennt man doch noch die große Blüte und den Schimmer einer großen Epoche. Wer hat beispielsweise nicht schon von den wundervollen Geweben gehört, die unter den Namen Kaschmir und Musseline aus Dacca und anderen nordindischen Städten bekannt sind?



Ein Musterbeispiel persischer Baukunst.
Das ganz aus Marmor erbaute Grabmal des Itimad-ud-daula in Agra.

Ursprünglich waren es Gewebe von einer Feinheit und Schönheit, die heute in dieser Art nicht mehr oder nur noch selten hergestellt werden. So fein und zart waren diese Gewebe, daß ein 10 bis 15 Meter breites Stück bequem durch einen Damenring gezogen werden konnte. Zur Zeit Jehangirs stellte man Musseline her, von dem ein Stück 15 Meter lang und 1 Meter breit war und doch nur 38 Gramm wog. Der Indier gab diesen Geweben sehr poetische Namen. Abrawan = laufendes Wasser hieß ein Stoff, weil er, wenn er ins Wasser geworfen wurde, kaum zu sehen war. Bast-Hawa = gewebte Luft wurde ein anderer Stoff genannt, weil er so dünn war, daß er, wenn man ihn in die Luft warf, leicht wie diese war und wie eine weiße Wolke ausah. Schab-nam = Abendtau bezeichnete man ein anderes Gewebe, das so zart war, daß, wenn man es auf Gras legte, auf diesem ausah wie die Perlen des Taus.

Von dieser edlen Webkunst ist heute in Indien nicht mehr viel übrig, weil sie niemand mehr bezahlen kann. Denn ein solches feines Webstück kostete oft viele tausend Mark. Dagegen ist Indien in der Verfertigung von kostbaren Schals, Teppichen und Tüchern immer noch führend in der orientalischen Welt, wenn auch die Muster meist kopiert sind und sich in allen Variationen wiederholen. In der Heimindustrie, in Gefängnissen und in kleinen, bescheidenen Fabriken, wo meist Frauen und Kinder beschäftigt werden, ist das Weben von Teppichen noch in hoher Blüte. Gold- und Silberfäden, Seide, Baumwolle, Jute, Bastfasern und Wolle, die noch mit natürlichen Farbstoffen, gewonnen aus dem Pflanzen- und Tierreich, gefärbt werden, sind die Rohstoffe, aus denen der Eingeborene die mannigfaltigsten Kunstwerke herstellt. Zahlreiche Kunstschulen in Bombay, Delhi, Agra und Madras fördern das Kunsthandwerk bei der Jugend.

Die reichen Metallsunde und das Vorhandensein harter und kostbarer Hölzer, Elfenbein, edle Steine, alles dieses gab dem indischen Kunsthandwerker die Möglichkeit, seinem Kunstwerke die höchste Vollendung zu geben. So konnten die prachtvollen

Ebenholz- und Elfenbeinschnitzereien, edle Lackarbeiten, kunstvolle Wachstücher, ornamentierte, mit Silberdrähten tauschierte Kupfer- und Messingwaren, Inkrustationen in Marmor mit farbigen Steinen, wie man sie an Grabmälern und dynastischen Bauten sieht, das bunte Glacieren von Töpfen, die Brokatgewebe aus Gold- und Silberfäden, die mit der Hand gezogen wurden, entstehen. Durch alle Jahrhunderte war die indische Kunst so ausgeprägt und gepflegt, daß man heute noch jeden Dorfstöpfer, ja jeden Schuster und Schneider einen Künstler in seinem Handwerk bezeichnen kann.

Einen hervorragenden Platz im indischen Kunsthandwerk nahm die Malerei ein. Schon im 16. und 17. Jahrhundert hatte die indische Malerei die höchste Blüte erreicht, denn damals galt Indien als das Kunstzentrum von ganz Asien. Die besten Erzeugnisse aus dieser Zeit sind die prachtvollen Miniaturen, die heute noch die Museen und Maharadschapaläste zieren. Die bevorzugten Themen dieser feinen Miniaturmalerei, die in unzähligen Kopien bis in die Gegenwart handwerksmäßig verbreitet wird, waren nicht religiöse Motive, wie man annehmen sollte, sondern romantische Erzählungen von Liebe und Tapferkeit, Legenden von Rittertaten, Prunk höfischen Zeremoniells und die Verherrlichung einzelner Menschen in hervorragender Stellung.

Schon in vorchristlicher Zeit wurde in Indien die Malerei im primitiven Sinne ausgeübt, wie die Höhlen von Ajanta bezeugen. Man mutmaßt, daß die indischen Gemälde aus dieser Zeit einen sehr starken Einfluß auf China ausübten. Tausende von Miniaturen in Sammelbänden und illustrierten Handschriften, die jetzt über die ganze Erde verstreut sind, gehörten einst als kostbare Schätze den Büchereien von Delhi, Agra und anderen Fürstenstädten an. Agra soll im Jahre 1641 in der dortigen kaiserlichen Bibliothek allein 24 000 solcher kostbaren, mit bunten Miniaturen ausgestatteten Bände besessen haben, von denen viele sich heute in europäischen Museen befinden.

Spiegelsaal
im
Schloß zu Amber
bei Jaipur.



In zwei anderen Künsten waren die alten indischen Kunsthandwerker große Meister: in der Verfertigung von Steinarbeiten und der Gestaltung von Schmuckstücken. Wer einmal an indischen Bauten diese wundervollen Steinschnitzwerke, die Erzeugnisse der alten Juweliere in den Museen von Delhi, Agra, Kalkutta und Colombo sah oder die Schmuckläden in Südindien oder Ceylon besuchte, der muß gestehen, daß der Inder als Formengeber dieser feinen Kleinkunst den ersten Platz unter den Künstlern einnimmt. Keiner würde jene Geduld, diese liebevolle Pflege, das andächtige Hineinversenken in das zu verfertigende Kunstwerk aufbringen wie ein indischer Kunsthandwerker. Uns Menschen des nüchternen Nordens liegt diese Kunst viel zu fern, als daß wir zu ihr in ein rechtes Beziehungsverhältnis außer das der Bewunderung und des Staunens kommen können. Das Leben des indischen Menschen spielt sich in einer anderen Sphäre ab als unser Dasein, das zum größten Teil beeinflusst wird von der Nüchternheit nordischer Landschaft und den materiellen Dingen, während der Inder sein Leben mit dem wundervollen Wachstum der Natur umstellt sieht, und dessen Auge jeden Tag ein unermessliches Maß von Sonne trinkt, die Farbenpaletten von Blumen und Schmetterlingen in nächster Nähe sieht und nicht zuletzt das ungeschriebene Gesetz der Vererbung seiner Kunstfertigkeit im Rastlosen hochhält.

Unter den Steinarbeiten ragen die feinen Gitterfenster und das Steinsetzen in besonderem Maße hervor. Delhi und Agra waren und sind auch heute noch die Städte, wo diese Kunst am meisten ausgeübt wird. In früheren Zeiten galt als eine der größten Künste das Setzen von Edelsteinen. Akbar der Große hinterließ Edelsteine im Werte von 68 Millionen Pfund Sterling. Allein sein mit edlen Steinen und Diamanten besetzter Thron besaß einen Wert von 6 Millionen Pfund Sterling. Sir Thomas Roe, der am Hofe Jehangirs im Jahre 1613 weilte, spricht von des Kaisers Rubinen und Diamanten, die groß wie Walnüsse waren, und von einem

Emerald, der größer war als ein Herz. Cha Jehans berühmter Pfauenthron im Fort von Delhi, der in seinen Resten heute noch von seiner einstigen Pracht zeugt, war ein kleines Gebäude von Juwelen, edlen Steinen und Diamanten, das einen Wert von 7 Millionen Pfund Sterling hatte.

Mittelpunkte der indischen Juwelierskunst waren von jeher Delhi, Ahmedabad, Misore, Madras, Burma u. a. In Delhi wurden vor allem Kunstwaren aus geschnitztem Beilstein verfertigt, die mit Edelsteinen besetzt waren. Die alten Mongolenkaiser liebten es, den schönen mattweißen oder mattgelben Stein, der seine eigentliche Heimat in China hat, schnitzen und dann die Ornamente mit Edelsteinen besetzen zu lassen. So entstanden die märchenhaften Götterfiguren, Prunkteller, Schalen und kostbaren Vasen, aber auch alle anderen Kunstzweige, die sich mit dem Einlegen kostbaren Materials, sei es in Holz oder Stein, befaßten. Oft arbeiteten an solchen kostbaren Beilsteinarbeiten mehrere Generationen; denn sowohl das Schleifen des Steines mittels Wassers, das Bohren der Löcher für die Edelsteine, das Polieren und Gravieren, alles wurde mühsam mit der Hand vollzogen.

Die Beilsteinarbeiten waren jedoch nicht die einzigen Kunstwerke der alten indischen Juweliere. Die reichen wie die armen Frauen Indiens legen von altersher einen großen Wert auf den Besitz von Schmuck aller Art, einmal aus religiösen, abergläubigen Gründen, dann aber auch, weil der Besitz von Schmuck gleichbedeutend mit Reichtum ist. Auch der Glaube an die Einwirkung von Metall und edlen Steinen im Zusammenhang mit der Astrologie auf das Geschick des Menschen spielt eine große Rolle in Indien. Das Hindugesetz schreibt für die Gläubigen das Tragen eines Ringes von Gold am Zeigefinger und eines von Silber am vierten Finger vor. Die Brahmanen tragen am vierten Finger einen Ring aus einer Mischung von acht Metallen. Zahlreiche Schmuckstücke dienen dem Inder als Talisman. Kein Wunder, daß auf diese



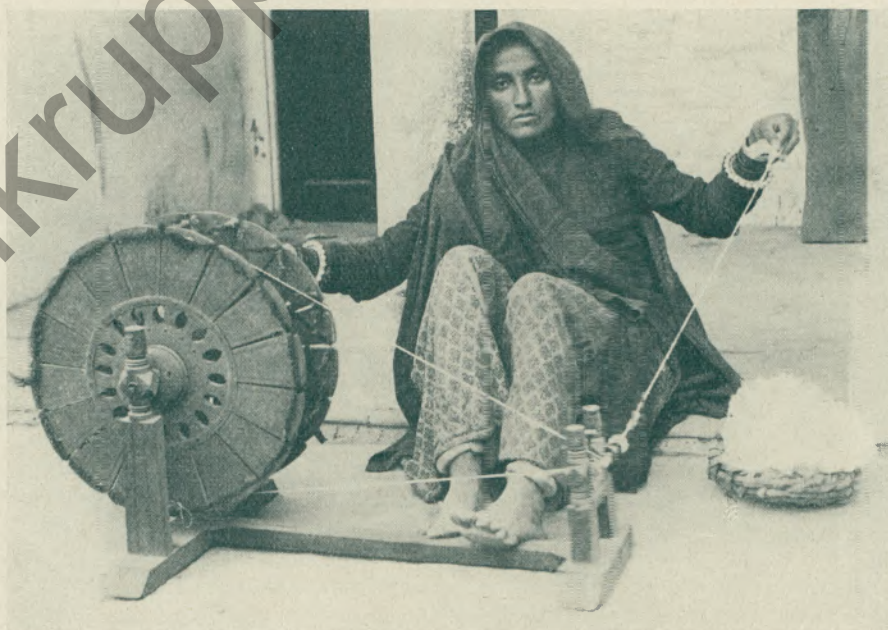
Eine handgearbeitete Schale aus Benares.

Weise die Kunst der Juwelierschönheit prächtig gedeihen konnte. Zahlreich und mehr oder weniger kostbar sind die Schmuckstücke für die Ohren, die Nase, die Arme, die Leiden und die Fußknöchel. Jeder Landesteil hat dabei seine Besonderheit, und Städte, die für die Herstellung von besonders kostbaren Schmuckstücken in Betracht kommen, haben einen großen Ruf. Misore ist beispielsweise berühmt für geschmiedete Goldarbeiten. Die dort wohnenden Goldarbeiter haben eine ungewöhnliche Fertigkeit in der Anfertigung von künstlerischem und prunkvollem Goldschmuck. Ahmedabad ist bekannt wegen der Kopien alten Schmuckes nach religiösen Skulpturen. Trichinopolis im Süden Indiens bekam seinen Ruf durch besonders kunstvolle Juwelen in Form von Rosenketten und herzförmigen Arm- und Halsbändern. Das Kunsthandwerk von Madras verarbeitet alle möglichen Schmuck- und Kunstarbeiten, die dort in einer großen Kunstschule gepflegt werden. Berühmte

Gold- und Silberfiligranarbeiten werden in Katak im Driffa-gebiet vortrefflich gefertigt. Auch die Burmesen sind wahre Meister in der Anfertigung von Halsbändern, Armbändern, Ketten, Haarpfeilen, Knöpfen und Ohrschmuck.

Nicht vergessen werden darf an dieser Stelle Ceylon als das Paradies für Perlen und Edelsteine. Mittelpunkt der ceylonesischen Edelsteingewinnung und Verarbeitung ist Ratnapura am Fluß Kalu Gang.

Weisse, blaue und rote Saphire, Amethyste, Topase, Sternsteine, Katzenaugen, Aquamarine, Rubine, Mondsteine sind die hauptsächlichsten Edelsteine, die dort gefunden und verarbeitet werden. Fast jedes Haus des 7000 Einwohner zählenden Städtchens Ratnapura ist eine primitive Edelsteinschleiferei, von wo die geschliffenen Steine entweder nach Colombo in die großen Juwelenhandlungen unter den Neuen Arkaden oder durch zahlreiche Einzelhändler an den Mann gebracht werden.



Hindufrau an einem uralten Spinnrad.



Scherl-Bilderdienst.

Fernöstliches Venedig.

Keine andere Stadt des Fernen Ostens zeigt in so engem Beieinander ein aufblühendes, rühriges, europäisches Gemeintwesen neben streng bewahrten Formen vergangener Jahrhunderte, keine ein so seltsames Gemisch von alten Schnörkeln und moderner Glätte, von phantastisch Groteskem und nüchtern Alltäglichem. Mitten in saubere europäische Eleganz ragt der bunte Schmutz des Orients. Unmittelbar neben dem alten das neue Bangkok, erstaunlich weitläufig gebaut. Überall gedeihen Alleen, oft unabsehbar, mit sechs Baumreihen. Eine moderne Weltstadt könnte in der Anlage nicht großartiger sein. Das alte, malerische Bangkok aber offenbart sich am stärksten nur auf den Wasserwegen; und wer die ganze Schönheit der alten Tempel und Paläste an den Ufern des Menam geschaut hat, der weiß, daß der Stadt an der Adria durch den Vergleich kein Unrecht geschieht.

Bangkok ist auf Wasser gebaut. Die große Mehrzahl seiner Bevölkerung lebt in schwimmenden Häusern oder Pfahlbauten über sumpfigem Gelände. Läden und Basare öffnen sich nach der Wasserseite, und Boote sind auf dem Netz von Kanälen das beste Beförderungsmittel. Ein Fünftel der Stadt ist mit Tempeln bedeckt. Einen anderen riesigen, mauerumgebenen Bezirk nimmt der königliche Palast ein. Marmor, Bronze, Gold, Elfenbein und Porzellan sind das Material, aus dem Tempel und Paläste, oft in zierlichem Mosaik, zusammengefügt und reich ornamentiert sind. Lackrot und Weiß sind die Hauptfarben, aber auch Blau findet Verwendung, Gold und Perlmutter geben leuchtenden Glanz. Alle Türme endigen in die hohen, nadeldünnen, für Siam charakteristischen Spitzen, die auch im Kopfschmuck der

Buddhas, des Königs, der Priester und der Tempeltänzerinnen wiederkehren. Die bunt bemalten Gesimse der oft vierfach übereinandergelagerten Dächer zeigen das Schlangemotiv, die Giebel laufen in das siamesische Horn aus, das der Schweif der Schlange ist.

Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kannte Bangkok fast nur Wasserstraßen. Aber auch heute bildet das Wasser noch immer die Grundlage des religiösen Lebens: Geburtstagsfeiern, Bestattungen, Staatsopfer werden mit Prozessionen zu Wasser begangen. An gewissen Festen springt das Volk in Festkleidern ins Wasser. Der Verkehr auf dem Menam und den Kanälen vollzieht sich mit Sampans, den Gondeln von Bangkok, die meist von Chinesen oder Chinesenfrauen gerudert werden.

Vielfarbig ist das Volk auf den Straßen Bangkoks: Laos in langen Röcken, Sitts in roten Turbanen, dunkle Kambodschaner und Birmanen in rötlichen Hosen, magere Bengalen und Javanen neben fetten Chinesen. Die jungen siamesischen Damen tragen den seidenen Sarong mit Anstand und Grazie. Bei Tempelfeiern, aber auch bei Vorführungen für die Fremden sieht man siamesische Tänzerinnen in ihren alten, kostbaren Gewändern und Kopfbedeckungen zu eigenartiger Begleitung von Gesang und wenigen Instrumenten ihre klassischen Tänze aufführen. Das ganz Außergewöhnliche daran sind die Bewegungen der Hände und Füße, die trotz der stilisierten Gesten eine unerhört vielfältige und starke Ausdrucksfähigkeit besitzen.

Mystische Tänze zum Five o'clock in der Halle eines Hotelpalastes — langsam zerbröckelt eine alte Kultur. H. B.

Aus eigener Kraft.

Zur Wiederkehr des Todestages von Rudolf Wolf am 20. November.

In der Stadt Otto von Guericke, in Magdeburg, erblickte Rudolf Ernst Wolf am 26. Juli 1831 als Sohn eines Gymnasialprofessors das Licht der Welt. Schon in seiner frühen Kindheit offenbarte sich seine Neigung zur Technik, und je weiter er im Gymnasium vorankam, um so mehr sehnte er sich danach, die Schule baldigst verlassen und einen praktischen Beruf ergreifen zu können, da die wissenschaftliche Tätigkeit seines Vaters ihn nicht reizte. Zunächst hatte Wolf die Absicht, Architekt zu werden, aber als er eines Tages von seinem Vater hörte, daß einer seiner Schüler die Schule verlasse, um Maschinenbauer zu werden, da entschloß er sich kurzerhand zu dem gleichen Berufe. Bei seinen Eltern fand er vorerst kein Verständnis für seinen Berufswechsel, da sich nach den Begriffen seiner Eltern etwas Abenteuerliches mit diesem Berufe verband. Trotzdem setzte der junge Wolf sein Vorhaben durch, und als er die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst erhalten hatte, verließ er die Schule, um praktisch zu arbeiten. Durch seinen Vater hatte er Beziehungen zu dem Leiter der Buchauer Maschinenfabrik Tischbein, durch dessen Vermittlung er dann Ostern 1847 als Eleve in diese Fabrik eintreten konnte.

Die erste Zeit seiner praktischen Tätigkeit war für den jungen Maschinenbauer keineswegs aussichtsvoll. Man wußte nicht recht, was man mit dem jungen Mann anfangen sollte. Schließlich suchte sich Wolf einen frei gewordenen Schraubstock und machte sich daran, sich selbst einige Kenntnisse in der Verwendung der Werkzeuge zu verschaffen. So gelang es ihm trotzdem, sich nach und nach technische Kenntnisse anzueignen, zumal da ihm gestattet worden war, überall in der Fabrik zu skizzieren. Er füllte eine Reihe von Skizzenbüchern mit Maschinen aller Art, die ihm in seinen späteren Stellungen recht gute Dienste leisteten, da die Verbreitung der technischen Kenntnisse durch das Schrifttum damals noch sehr im Argen lag. In den nächsten Jahren sehen wir Wolf auf der Provinzial-Gewerbeschule in Halberstadt sich das wissenschaftliche Rüstzeug aneignen, das er für seinen zukünftigen Beruf benötigte. Die geringe Schülerzahl in den einzelnen Abteilungen der Anstalt brachte Lehrer und Schüler in enge Beziehung zueinander, so daß der Unterricht nicht trocken verlief, sondern sich anregend für Lehrer und Schüler auswirkte. Nach Beendigung der Halberstädter Zeit entschied sich Wolf an Stelle des vielfach üblichen Besuches eines Politechnikums direkt für die Praxis, und es gelang ihm, im Jahre 1851 in der Wöhlert'schen Maschinenfabrik in Berlin als Konstrukteur eine Anstellung zu finden. Wöhlert hatte damals den Lokomotivbau aufgenommen, den Hermann Gruson betreute. Aber außer den Lokomotiven hatte sich Wolf noch mit Dampfhammern, Drehscheiben, Weichen, Eisenbahnoberbau und mit Sägemühlen zu befassen. Diese Vielseitigkeit der Aufgabe war natürlich für die Ausbildung des Ingenieurs äußerst günstig. Die Zuspitzung der Verhältnisse in der Wöhlert'schen Fabrik, die mit der Person Grusons in Verbindung standen und die zu dem Austritt Grusons führten, kostete auch Wolf die Stellung bei Wöhlert. Kaum war er für kurze Zeit in sein elterliches Haus nach Magdeburg zurückgekehrt, als er ein Angebot des Maschinenfabrikanten G. Ruhn in Stuttgart erhielt, diesem beim Ausbau seiner bisher recht kleinen Fabrik behilflich zu sein. Wolf konnte bald nach seinem Eintritt zeigen, was er in konstruktiver Hinsicht zu leisten vermochte. Ruhn hatte nämlich den Auftrag erhalten, eine Dampf Fördermaschine zu bauen. Als er diesen Auftrag an seinen Oberingenieur Wolf weitergab, konnte er ihm absolut keine näheren Angaben darüber machen; aber Wolf löste diese Aufgabe glänzend zur größten Freude des Fabrikbesizers.

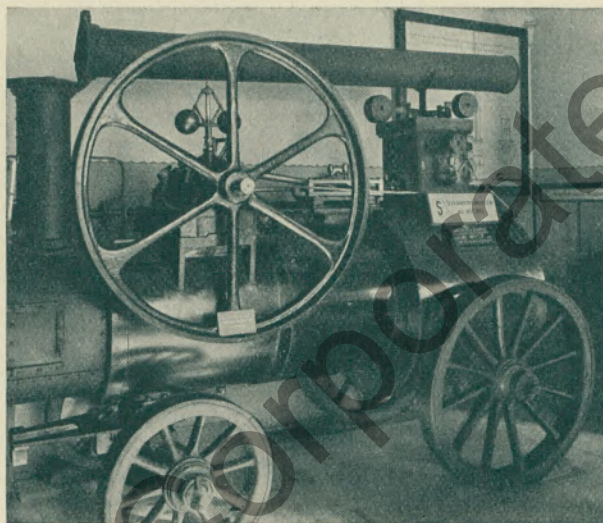
Im Jahre 1855 besuchte Wolf die Weltausstellung in Paris, die ihm mit ihren zahlreichen Darbietungen viele Anregungen gab. Die Ruhn'sche Fabrik entwickelte sich außerordentlich günstig. Hatte die Arbeiterzahl beim Eintritt Wolfs etwa 30 betragen, so konnte das Unternehmen im Jahre 1859 bereits 249 Arbeiter und Angestellte beschäftigen. 1860 besuchte Wolf mit Ruhn zusammen den Konstrukteur Lenoir in Paris, der damals seine Gasmaschine in die Öffentlichkeit gebracht hatte. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es dann auch, in Stuttgart eine Gasmaschine zu bauen, an der auch der damals als junger Ingenieur tätige Max Eyth seine ersten Spuren verdienen konnte.

Trotzdem sich seine Stellung bei Ruhn immer günstiger gestaltete, nahm

Wolfs Vorhaben, sich selbständig zu machen, je länger je mehr immer festere Formen an. Ruhn ließ seinen rührigen und tüchtigen Oberingenieur nur ungern gehen und machte ihm glänzende Angebote durch Erhöhung seines Gehaltes und Vergrößerung der Gewinnbeteiligung. Wolf blieb aber in seinem Entschlusse fest, und so schied er Anfang 1862 endgültig von Stuttgart.

Als Standort für seine Maschinenfabrik wählte Wolf Buchau, wo sich schon einige Maschinenfabriken befanden, die den Namen dieses Ortes bereits bekannt gemacht hatten. Er sicherte sich ein Gelände am sogenannten Feldweg, auf dem er bereits im März 1862 begann, die Fabrik zu errichten. Die notwendigen Antriebs- und Arbeitsmaschinen kaufte er von ihm bekannten Maschinenfabriken, und als nun die Einrichtung seines Unternehmens fertig war, mußte er auch daran denken, seiner Fabrik Arbeit zu verschaffen. Sein Hauptgebiet sollte die Lokomobile sein. Er suchte in bekannten Kreisen für seine Erzeugnisse zu werben, aber überall machte man schöne Redensarten, wie: man wolle bei Gelegenheit an ihn denken usw. Aber eines Tages kam doch der erste Auftrag, als ein Guts-

besitzer eine Lokomobile für seine Dreschmaschine, die er sich in England gekauft hatte, bestellte. Nun ging man an die Arbeit. Die ersten Werkstattzeichnungen mußten angefertigt werden, und Arbeiter gingen daran, die Einzelheiten für die Lokomobile vorzubereiten. Drei Monate Zeit waren zur Fertigstellung gegeben, aber noch war die erste Lokomobile nicht abgeliefert, als der Besitzer einer Pappfabrik aus Schönebeck erschien, um eine 4-PS-Lokomobile zu bestellen; kurz nachher wollte ein Steinbruchbesitzer für ein Pumpenwerk eine ebensolche haben, und die vierte Lokomobile, eine 3 PS, ging an eine Nickelfabrik in Naumburg. So war die Fabrik in voller Beschäftigung. Schwierigkeiten in der Herstellung der einzelnen Teile mußten überwunden werden; Wolf war vielfach gezwungen, selbst noch eifrig mitzuarbeiten. Auf Empfehlung eines Gutsbesizers übernahm Wolf noch den Verkauf englischer Dreschmaschinen. Diese Geschäftsverbindung hatte viele Jahrzehnte bestanden, bis es dann Wolf auch möglich war, Dreschmaschinen eigener Konstruktion zu bauen. Allmählich wuchs das Geschäft, die Einrichtungen wurden verbessert,



Erste deutsche Lokomobile,
erbaut von Rudolf Wolf im Jahre 1862.
(Deutsches Museum, München.)

die Arbeiterzahl stieg von Jahr zu Jahr, bis die große Krise der siebziger Jahre auch Wolfs Unternehmen in ihren Bann zwang. Für kurze Zeit blieben nur noch vier Mann in der Fabrik zurück, die hauptsächlich mit Aufräumarbeiten beschäftigt wurden. Aber auch diese Zeit ging vorüber, die Zuckersabriken brachten Wolf neue Arbeit, Kessel und Kocher mußten gebaut werden, die Papierindustrie kam mit neuen Aufträgen, so daß in wenigen Jahren die schwere Krisenzeit ganz vergessen war.

Ein überaus schweres Geschick ereilte ihn auf einer Reise nach Berlin. Er erlitt einen Schlaganfall, der seinem Leben ein Ziel zu setzen schien. Der Kunst der Ärzte und der aufopfernden Pflege seiner Gattin gelang es jedoch, seine Gesundheit so weit herzustellen, daß er sich an den Berufsarbeiten wieder beteiligen konnte. Jedoch mußte er sich äußerster Schonung auflegen, und es war ein Glück für das Unternehmen und eine Beruhigung für Rudolf Wolf, daß er sich rechtzeitig Mitarbeiter herangezogen hatte, denen er wohl die Leitung seiner Fabrik übertragen konnte. Auf diese Weise war es ihm möglich, noch viele Jahre wenigstens an der geistigen Führung seiner Schöpfung beteiligt zu sein, bis seine irdische Laufbahn am 20. November 1910 einen Abschluß fand.

Wolf war durchdrungen von dem Wert idealistischer Lebensauffassung und war stets bestrebt, soweit es seine Zeit erlaubte, über die Berufsgeschäfte hinaus sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen. Er hielt Vorträge technisch-geschichtlicher Art, über die Entwicklung der Erdkunde, über den Einfluß des Verkehrs auf die Zivilisation und anderes mehr. Voll Befriedigung konnte er am Abend seines Lebens auf das von ihm mit so bescheidenen Mitteln begründete Werk zurückblicken. Die großen Leistungen, die Wolf mit seiner Lebensarbeit vollbracht hat, sind auch bereitwillig von seinen Mitmenschen anerkannt worden. Zahlreiche Ehrenstellen wurden ihm übertragen und hohe Auszeichnungen verliehen. Die Bedeutung seiner Persönlichkeit aber geht klar hervor aus der Entwicklung seiner Lebensarbeit und aus dem Werk, das er seinen Nachfolgern überließ.

Literatur: E. Matzsch: Die Maschinenfabrik Rudolf Wolf, Magdeburg-Buchau 1862 bis 1912.

Technische Gedenktage.

9. 11. 1634 wurde zu Rednitz in Böhmen der Kupferstecher Christoph Weigel geboren. Nach verschiedenen Aufenthalten in Wien, Frankfurt am Main und Augsburg kam er im Jahre 1698 nach Nürnberg, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Er stattete eine Bibel mit Kupfern aus und verfasste Gebetbücher mit Abbildungen und illustrierte Geschichtswerke. Auch schuf er einen Atlas mit 44 Karten. Für die Geschichte der Technik hat er besondere Bedeutung erlangt durch die Darstellungen der Künstler und Handwerker, deren er eine große Anzahl in dem Werk „Abbildungen der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände“ zusammenfasste. Wir erhalten durch die Weigelschen Bilder Einblick in die Werkstätten der verschiedenen Handwerker. Das nebenstehende Bild zeigt den Blick in eine Ketten Schmiede.

(Der Ketten-Schmied.
Zusammengefügte Nacht wird oft zum Tag verachtet.



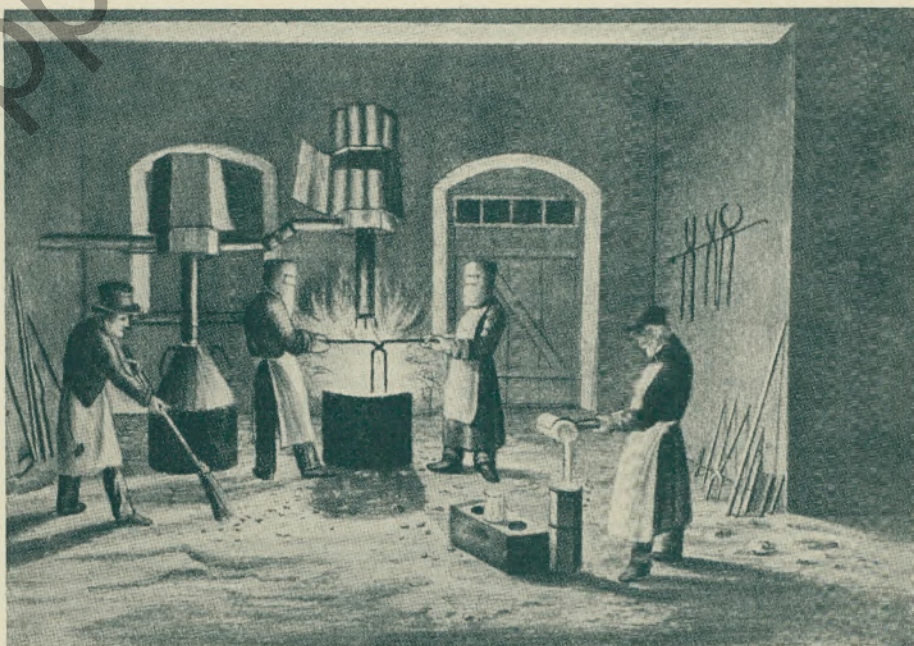
Wemahrt der Seelen theuren Frieden,
Ihr, die des neuen Bundes Blut,
getront mit diesem edlen Gut.
Laßt Sind' euch nicht mehr hänge schmernde
Viel besser ist's in Ketten schlagen
die Lust als ihre Fesseln fragen.

Der Ketten-Schmied.

Aus: Jost Amman, Stände und Handwerker. Frankfurt 1568

14. 11. 1773 wurde Johann Conrad Fischer zu Schaffhausen geboren. Nachdem er das väterliche Handwerk eines Kupfer-Schmiedes erlernt hatte, begab er sich auf die Wanderschaft durch Deutschland, Schweden und England und kam im Jahre 1795 wieder zurück in den Betrieb seines Vaters. 1802 gründete er eine metallurgische Fabrik in Mühlental bei Schaffhausen, wo er mit der Gußstahlerzeugung begann. 1810 vergrößerte er sein Werk bedeutend, und er konnte es wagen, im Jahre 1814, also noch zur Zeit der Kontinentalsperre, über Paris nach London zu reisen, um den Engländern seinen Schaffhausener Gußstahl anzubieten. Auf seiner zweiten Englandreise lernte er den Temperguß kennen, den er nun auch in seinem Schaffhausener Werk einführte. Der Nickelgehalt des Meteor-eisens brachte Fischer auf den Gedanken, seinen Ziegelstahl durch Nickelzusätze zu veredeln. Im Jahre 1825 brachte er seinen Nickelstahl unter dem Namen „Meteorstahl“ auf den Markt. Es war ein Erzeugnis, das sogar den englischen Gußstahl in den Schatten zu stellen vermochte, so daß sich die englischen Münzstätten gezwungen sahen, für ihre Prägestempel diesen Stahl zu verwenden. Immer war Fischer dabei, wenn es galt, metallurgische Verfahren zu verbessern, und das Werk in Mühlental glich wohl eher einer wissenschaftlichen Versuchsanstalt als einer Fabrik. Das nebenstehende Bild zeigt die Fischersche Ziegelstahlschmelzerei im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Zahade.



Die Fischersche Ziegelstahlschmelzerei im Anfang des 19. Jahrh.

Aus: Dreißig Jahre Aktiengesellschaft Georg Fischer. Zürich 1926.

Kennst du die Leistungen des Winterhilfswerkes 1933/34?

Eine Preisaufgabe für unsere Leser.

Der eine oder andere wird mit der Antwort schnell bei der Hand sein: „Selbstverständlich! Das sind doch Zahlen, die jeder kennen muß. Das Gesamtaufkommen betrug annähernd 360 Millionen Reichsmark, an Sachspenden wurden gesammelt oder von den eingegangenen Geldspenden gekauft und verteilt Waren im Werte von insgesamt über 345 Millionen Reichsmark, die Verwaltungskosten beliefen sich auf fast 3½ Millionen Reichsmark, für das Winterhilfswerk 1934/35 wurden vorgetragen rund 8 Millionen Reichsmark.“

Sehr richtig! Ausgezeichnet im Bilde! Aber . . . wer hat sich der Mühe unterzogen, sich in Einzelheiten zu vertiefen, dem Zahlenbild in seiner Gesamtheit oder einzelnen besonders in die Augen springenden Ziffern Leben einzuhauchen und sie in vorstellbare Größen zu verwandeln, kurz, diese Zahlen plastisch zu sehen? Oder . . . lohnt sich etwa die hierfür aufgewandte Zeit nicht? Wir sind der Ansicht, sie lohnt sich, und sind auch überzeugt, daß unsere Leser dieser Ansicht beipflichten, sobald sie erst einmal einen Anlauf zum „plastischen“ Sehen genommen haben.

Und damit am Ziel neben dem ideellen Gewinn, den jeder Teilnehmer davonträgt, die denksportlich Geübtesten wie bei jedem anderen sportlichen Wettkampf ein „Diplom“ in Empfang nehmen können, haben wir hierfür drei Anerkennungspreise aufgestellt, und zwar

eine Originalradierung und

zwei wertvolle Bücher

(„Menschen, die Geschichte machten“, 2 Bände in Halbleder, und Kurt Hamson „Kämpfende Kräfte“.)

Außerdem behalten wir uns vor, die beste oder die beiden besten Arbeiten zur Veröffentlichung anzukaufen.

Und nun die Ausschreibung:

1. Es sollen die Gesamtleistung oder besonders eindrucksvolle Einzelleistungen des Winterhilfswerkes 1933/34 in klarer, möglichst einfacher und übersichtlicher Art dargestellt werden.
2. Die Darstellung kann in Form einer Zeichnung oder durch textliche Schilderung erfolgen. (Beispiel: Ausführungen von Reichsminister Dr. Goebbels anlässlich der Eröffnung des Winterhilfe-

werkes 1934/35 am 9. Oktober: „Die Menge der zur Verteilung gelangten Kartoffeln, in Säcken der Länge nach aneinander gereiht, ergibt eine Strecke, zu deren Bewältigung der Schienenzepp mit einer Stundengeschwindigkeit von 100 Kilometer sechs Tage und sechs Nächte gebrauchen würde.“)

3. Wird die Form der Zeichnung gewählt, so braucht diese nicht druckreif zu sein. Es genügt also eine einfache Bleistift- oder Tintenzeichnung mit entsprechenden Erläuterungen, nach der erforderlichenfalls eine reproduktionsfähige Zeichnung von uns hergestellt werden kann. Entscheidend für die Prämierung ist nicht die künstlerische Ausarbeitung der eingereichten Lösungen, sondern die Originalität des Gedankens. Es genügt unter Umständen auch lediglich eine Beschreibung, wie man sich die Zeichnung gedacht hat, unter Beifügung entsprechenden Zahlenmaterials. Erfordert bei eventueller Wiedergabe im „Werk“ die Zeichnung zum besseren Verständnis einen Begleitter, so darf dieser höchstens 100 Worte umfassen.
4. Wird die Form einer ausschließlichen Textschilderung gewählt, so darf der Gesamtumfang der Arbeit 500 Worte (etwa 60 Zeilen) nicht überschreiten.
5. Arbeiten, die Anspruch auf Berücksichtigung bei Verteilung der Anerkennungspreise machen, sind spätestens bis zum 10. Dezember 1934 der Schriftleitung „Das Werk“, Düsseldorf, Breite Str. 69, einzureichen.

Wir lassen nachstehend die Zahlen des offiziellen Rechenschaftsberichtes folgen. Diese sind, soweit Zahlenmaterial bei der Ausarbeitung benötigt wird, als Unterlage zu benutzen. Die auf Seite 524/525 veröffentlichten Zeichnungen dienen lediglich als Beispiele, wie die gestellte Aufgabe auch gelöst werden kann. Wir sind jedoch der Auffassung, daß die Leistungen noch viel plastischer gesehen und dargestellt werden können, würden uns freuen, wenn recht viele unserer Leser sich an unserer Denksportaufgabe beteiligten, und behalten uns vor, unter Umständen die Zahl der Anerkennungspreise zu erhöhen.

Aufstellung der den Hilfsbedürftigen zugeführten Sachspenden

I. Gesammelte und verteilte Sachspenden		
Lebensmittel	RM.	67 742 359,—
Kleidung	„	41 999 858,—
Brennmaterialien	„	6 303 058,—
Gutscheine	„	8 789 827,—
Sonstige Sachspenden	„	3 042 987,—
Sachspenden insgesamt.	RM.	126 978 089,—

II. Gebrauchswert der für Geldspenden gekauften und verteilten Sachspenden		
Lebensmittel	RM.	58 369 290,—
Kleidung	„	37 075 985,—
Brennmaterialien	„	78 104 486,—
Gutscheine	„	29 188 788,—
Sonstige Waren	„	16 869 588,—
Insgesamt	RM.	219 608 137,—

III. Gesamtleistung des W.H.W.		
Lebensmittel	RM.	126 111 649,—
Kleidung	„	78 175 843,—
Brennmaterialien	„	84 407 544,—
Gutscheine	„	37 978 615,—
Sonstige Waren	„	19 912 575,—
Zusammen	RM.	346 586 226,—
Unkosten	„	3 414 129,74
Insgesamt	RM.	350 000 355,74

Mengenmäßige Aufteilung der ausgegebenen Sachspenden

I. Lebensmittel		
1. Kartoffeln	15 043 634	Btr.
2. Weizen . . .	251 176	„
3. Roggen . . .	960 226	„
4. Mehl	452 334	„
5. Gerste . . .	7 852	„
6. Hafer	8 526	„
7. Haferstodden . . .	6 297	„
8. Brot	308 349	„
9. Stollen . . .	3 526	„
10. Feinbackwaren . . .	24 450	kg
11. Reis	10 156	„
12. Hülsenfrüchte . . .	62 935	Btr.
13. Gemüse . . .	69 722	„
14. Gemüsekonserven . .	7 590	„
15. Zucker . . .	65 266	„
16. Salz	1 416	„
17. Reis	29 244	„
18. Grieß	9 274	„
19. Kolonialwaren . . .	144 001	„
20. Butter . . .	6 520	„
21. Margarine . .	1 560	„
22. Schmalz . . .	17 881	„
23. Speiseöl . . .	12 837	kg

24. Lebendes Vieh	4 343	Btr.
25. Fleisch . . .	39 452	„
26. Fleischkonserven . .	29 728	„
27. Speck	5 743	„
28. Wurstwaren	23 180	„
29. Eier	2 651 673	Stück
30. Milch	5 969 106	Ltr.
31. Büchsenmilch	295 522	Dosen
32. Fische	20 044	Btr.
33. Fischkonserven . . .	1 401	„
34. Räucherwaren	14 531	„
35. Bienenhonig	3 803	kg
36. Kunsthonig	7 565	„
37. Marmelade	73 720	„
38. Sonstige Nahrungsmittel . . .	19 590 437	RM.

II. Genussmittel		
1. Bohnen		
2. Kaffee	507	Btr.
3. Malzkaffee . . .	10 772	„

3. Kaffeemischung . . .	967	Btr.
4. Tee	3 403	kg
5. Kakao	2 522	Btr.
6. Schokolade . . .	8 966	kg
7. Wein	34 868	Ltr.
8. Tabak	17 836	kg
9. Zigarren	96 289	Stück
10. Zigaretten . . .	109 302	„
11. Sonstige Genussmittel	77 235,32	RM.

III. Kleidung		
1. Lederschuhe . . .	1 657 730	Paar
2. Hausschuhe . . .	93 311	„
3. Pantoffel	22 683	„
4. Anzüge	251 204	Stück
5. Kleider	608 107	„
6. Mäntel	411 652	„
7. Hosen	218 916	„
8. Jacken	101 202	„
9. Mützen, Hüte	116 024	„
10. Decken	74 525	„
11. Stoffe	1 989 830	m
12. Leder	153 377	RM.

13. Strick- u. Wollwaren . . .	4 391 975,—	RM.
14. Sonst. Kleidung	18 106 620,73	„

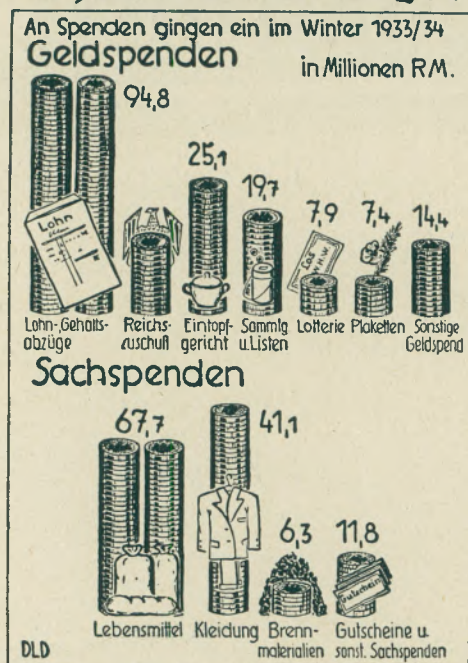
IV. Gutscheine, Vergütungen und Leistungen		
Wert	37 978 615,—	RM.

V. Haushaltsgegenstände		
Wert	2 990 335,53	RM.

VI. Brennmaterialien		
1. Kohlen	52 903 070	Btr.
2. Holz	364 037	rm
3. Torf	88 781	Btr.
4. Petroleum . . .	69 830	Ltr.
5. Sonstige Brennmaterialien . .	844 715,04	RM.

VII. Sonder Spenden		
1. Liebesgabenpakete . .	672 681	Stück
2. Weihnachtsbäume . .	340 614	Stück
3. Sonstige Spenden . .	17 293 345,14	RM.

Sozialismus der Tat.



Die Zusammensetzung der Spenden zum Winterhilfswerk 1933/34.

Ungefähr rund 350 Millionen Reichsmark wurden im Winter 1933/34 durch die einzelnen Sammlungen, die auf dem Bilde dargestellt sind, eingebracht. Dies ist ein glänzender Beweis für tätige Volksgemeinschaft, in der sich jeder für die Wohlfahrt jedes Volksgenossen einsetzt. Auch in diesem Winter gibt es noch Hunderttausende und Millionen von Volksgenossen, die noch immer unter den Nachwirkungen des verflochtenen Systems zu leiden haben. Für diese Ärmsten der Armen ist wieder die Volksgemeinschaft durch das Winterhilfswerk tätig und fordert jeden zum Opfern auf entsprechend seinem Einkommen.

mit genügend Feuchtigkeit versehene, kurz, konditionierte Luft wird in den zu klimatisierenden Raum geblasen und gleichmäßig verteilt.

Die Klimaanlage arbeiten automatisch. Die Regelung der Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit ist Sache der Thermostaten und Humidostaten. Weicht die Temperatur von der Temperatur ab, die im Räume gewünscht und zuvor am Instrument ein für allemal eingestellt ist, so geben die Thermostaten Impulse weiter, sei es durch Druckluft oder elektrischen Strom, an mechanische Ventile oder Schalter der Heizkörper, die die Zufuhr von Wärme an die in den Raum einzublasende Luft vermitteln, oder aber an das Organ der Anlage, das der Luft Wärme entzieht. Genau in der gleichen Weise regelt der Humidostat den Feuchtigkeitsgehalt der Luft.

Die Schwankungen der Temperatur in den klimatisierten Räumen werden auf 1 Grad, die der Feuchtigkeit auf 2 Prozent ausgeglichen, bezogen auf die gewünschte Temperatur und Feuchtigkeit, die von der Außentemperatur und Feuchtigkeit um so viel abweichen kann, als es Wohlbehagen und Hygiene vorschreiben. Die Klimaanlage machen uns von dem Wetter unabhängig; in den klimatisierten Räumen bestimmt man selbst Temperatur und Feuchtigkeit und lebt in einem wenn auch künstlichen, so doch ausgeglichenen, behaglichen, mit einem Wort idealen Klima.

Das antike griechische Theater.

Von dem französischen Journalisten André Bellefleur, Paris, in „Minerva“, Turin.

Als ich die griechischen Tragödien wieder zur Hand nahm und von neuem las, versuchte ich mir das Theater vorzustellen, in dem sie einst aufgeführt wurden. Die Photographien des Dionysostheaters in Athen und des Theaters in Epidaurus genügten mir nicht. Auch die gründlichsten Werke unserer gelehrtesten Hellenisten schienen mir den unmittelbaren Eindruck nicht ersetzen zu können. Ich reiste nach Griechenland.

Ich sah am Abhang und am Fuße der Akropolis das Dionysostheater, das so heißt, weil es gleichsam ein zweites Heiligtum dieses Gottes ist.

Ich sah auch noch das Theater von Delphi, das die oberste Terrasse

der heiligen Stadt einnimmt, und in dem ohne die Dekorationen die Schauspieler gleichsam im Himmel gespielt hätten. Aber es zog mich immer wieder zum Dionysostheater.

Hier also erlebten die Dramen des Aeschylus, des Sophokles, des Euripides ihre Uraufführung. Auf den Marmorsesseln und den Marmorsitzen der ersten Reihe las ich die eingemeißelten Worte, die die Zeit nicht angetastet hatte: „Priester des Zeus Olympios“, „Priester des delischen Apollo“, „Priester der Zwölf Götter“, „Priester des Asklepios“, „Der Hierophant“. Diese den ehrwürdigen Persönlichkeiten vorbehaltenen Plätze erinnerten mich an den religiösen Ursprung der Tragödie. Nach der Ueberlieferung pflegten bei den hohen Festen des Dionysos die Chöre Hymnen zu singen. Ein Dichter solcher Hymnen, Thespis, kam auf den Gedanken, die Gesänge durch eine Erzählung zu unterbrechen, die ernst, aber auch heiter und selbst ausgelassen sein konnte. Anfangs wurde der Stoff dieser Erzählung dem Leben des Gottes entnommen, dessen Fest man beging, später auch dem Leben anderer Götter, Halbgötter und Heroen. Das Drama war geboren und ging bald von der Erzählung zur Handlung über. Wie Plutarch berichtet, lockte die Neuheit des Schauspiels alle Athener an.

Das antike Theater war immer ein Freilichttheater. Die halbkreisförmigen Sitzreihen der Zuschauer waren in den Abhang eines Hügels eingeschnitten oder lehnten sich an ihn an. Stufenreihen gliederten sie fächerförmig, und ein oder zwei horizontale Absätze teilten sie in Stockwerke auf. Unten lag, der Manege eines Zirkus vergleichbar, die Orchestra mit dem Altar des Dionysos. Dort hielt sich der Chor auf. Hinter der Orchestra, die zu drei Vierteln von dem Halbkreis der Zuschauer eingeschlossen war, befand sich eine Plattform, die nur wenig erhöht war, so daß die Verbindung von Chor und Schauspielern nicht gestört wurde. Sie war das, was wir die Szene nennen und was die Griechen als Proskenion bezeichneten, denn das Wort Szene bedeutete bei ihnen das Gebäude (ursprünglich nur ein Zelt), in dem die Schauspieler sich ankleideten, und an dessen Mauer die Dekorationen befestigt wurden.

Diese Dekorationen waren ursprünglich massiv. Fels, Turm, Altar, Grab, alles war aus massivem Holz hergestellt. Sophokles soll die gemalten Dekorationen erfunden haben. Der Hintergrund des Theaters stellte damals einen Tempel, ein Feldherrnzelt, eine Landschaft, einen heiligen Hain, eine verlassene Insel oder häufiger einen Palast dar, dessen beide Seitentore in das Frauengemach bzw. in das Zimmer der Gäste führten, und dessen Mittelvor das Königstor war. Später kam auch Szenenwechsel vor, aber nur selten. Die wichtigste Erfindung seit dem fünften Jahrhundert war eine Maschine auf Rädern, die vor allem dazu diente, die im Innern spielenden Mordscenen nach außen zu verlegen. „Aus einem der Tore des Hintergrundes“, sagt Navarre, „rollte eine Plattform heraus, auf der sich der Mörder und sein Opfer befanden. Das Zimmer, in dem das Verbrechen geschah, kam gleichsam den Blicken der Zuschauer entgegen.“

Über dem Palast oder dem Tempel erschienen die Götter auf einer Laufbrücke oder einer Tribüne, auch ließ man sie mit Hilfe eines Kranes in einer kleinen Gondel schweben. Es war nicht schwer, das Geräusch des Donners wiederzugeben; die Blitze ahmte man nach, indem man Fackeln schwang.

Der athenische Staat bestimmte unter den reichen Bürgern diejenigen, denen das ebenso kostspielige wie ehrenvolle Amt eines Choregen, das heißt des Chorausrusters, obliegen sollte. Er hatte den Chor zu stellen und alles für das Schauspiel Nötige zu besorgen. Da die Choreuten (Chortänzer) ebenso wenig wie die Dichter und Schauspieler athenische Bürger zu sein brauchten, wurden auch Metaken und Sklaven als Choreuten verwendet. Mitunter genossen die Choregen nicht weniger Ehre als die Dichter.

Der Staat, der dem Dichter den Choregen durch das Los zuteilte, wies ihm in der gleichen Weise die Schauspieler zu. Zur Zeit des Aeschylus waren es zwei, niemals aber waren es mehr als drei. Mit Hilfe von Masken konnte jeder Schauspieler mehrere Rollen spielen; aber ein Gespräch zwischen vier Personen war nicht möglich.

Am Vorabend des Festes begann der Wettbewerb in dem überdachten Odeion. Begleitet von den Choreuten und den Schauspielern, die weder Masken noch Kostüme trugen, stieg der Dichter auf die Bühne, „das Haupt bekränzt, wie es bei jeder religiösen Handlung Sitte war“. Der Dichter teilte der Versammlung Titel und Inhalt seiner Stücke mit.

Während des ganzen fünften Jahrhunderts wurden immer vier Stücke aufgeführt: drei Tragödien und ein Satyrspiel, das so genannt wurde, weil ursprünglich die Chöre dionysische Satyrn darstellten.

Die griechische Tragödie war viel strenger den Regeln unterworfen als das klassische französische Drama. Der Aufbau war nahezu unveränderlich: ein Prolog, drei Episoden, ein Exodus. Diese Einteilung in fünf Akte ließ keinen Zwischenakt zu. Zwischen dem Prolog, den Episoden und dem Exodus sang der Chor. Er sang auch während der einzelnen Akte, aber nur kurz, bald mit allen Stimmen, bald auch nur mit der Stimme des Chorführers, dem der Schauspieler singend antwortete. Unmittelbar nach dem Prolog hielt der Chor in fünf Reihen zu je drei Choreuten in feierlichem Tanzschritt seinen Einzug. Er teilte sich in zwei Gruppen, von denen die eine sang, während die andere den gesungenen Text durch Gebärden verdeutlichte.

Das Theater war sehr kostspielig. Plutarch, der die Eitelkeit der athenischen Tragödiendichter geißelt, erzählt, ein Spartaner habe angesichts dieser übermäßigen Ausgaben gesagt, es sei sehr unrecht von den Athenern,

für die Spiele ihr Geld zu vergeuden, das sie lieber zur Ausrüstung ihrer Flotten und ihrer Heere verwenden sollten. „In der Tat“, fährt Plutarch fort, „wenn man die Kosten dieser Vorstellungen errechnet, findet man, daß die Athener mehr Geld für die Bacchen, die Phönizierinnen, die beiden Oedipus, Antigone, die Leiden der Elektra und der Medea ausgegeben haben als für die Kriege gegen die Barbaren, bei denen es um Herrschaft und Freiheit ging. Oft haben die Heerführer, die die Bürger zum Kampf führten, ihnen nur die dürftigste Verpflegung geben können. Oft haben die Führer der Trieren nichts anderes als Mehl, Käse und Zwiebeln für ihre Soldaten gehabt und sie gezwungen, mit diesen mageren Vorräten an Bord zu gehen. Aber die Veranstalter der Spiele setzten ihren Schauspielern während der ganzen Zeit der Proben Ale, Endivien, Mark, Schinken, das Beste vom Besten vor.“

Die Athener scheuten keine Ausgabe, wenn es sich um Feste und Theater handelte. Aus ganz Attika, ja aus ganz Griechenland strömten die Zuschauer herbei.

Ursprünglich war der Theaterbesuch frei, aber der Andrang der Menge war so groß, daß man gezwungen war, ein Eintrittsgeld zu erheben, um Gedränge und Streiterei zu vermeiden. Diese Maßnahme traf nicht die ärmeren Bürger, denen für jeden Festtag eine Unterstützung ausgezahlt wurde, was ihnen ermöglichte, die Tragödien des Aeschylus und Sophokles zu besuchen.

Der Ordnungsdienst im Theater war bewundernswert. Jede Verfehlung wurde schwer bestraft. Dies war nötig, denn das Dionysos-theater faßte 14 000 Zuschauer, und von diesen konnte, wie man sich denken kann, nur ein Teil verstehen, was die Chöreuten sangen und die Schauspieler sagten, oder dem folgen, was auf der Bühne vor sich ging. Im oberen Teil des Theaters kann man sehr schlecht sehen und hören, wie ich mich selbst überzeugt habe. Von den höchsten Sitzplätzen aus sind Leute in der Orchestra kaum zu erkennen. Die Schauspieler mußten schreien; sie schrien langsam, pathetisch, wobei sie sich Mühe gaben, gut zu artikulieren. Aber wie lange konnten sie das durchhalten? Gut ein Drittel der Zuschauer verstand das Schauspiel nur bruchstückweise, und von ihnen gingen wahrscheinlich der Lärm und die Zwischenrufe aus, über die Plato sich beklagt.

Auf die Vorstellungen, die sehr früh begannen und so spät endeten, daß man im Theater die Abendmahlzeit einnahm, und daß mitunter die um die Volksgunst buhlenden Archonten und Choregen Erfrischungen reichen ließen, folgte das Preisgericht.

Der Rat der Fünfhundert und die Choregen hatten eine Liste der Richter aufgestellt, die in gleicher Anzahl aus jeder der zehn Phylen gewählt waren. Die Namen waren in zehn Urnen enthalten; aus jeder Urne wurde ein Name gezogen. Die zehn auf diese Weise ausgelosten Richter stimmten ab. Von diesen zehn Stimmen wurden fünf durch das Los ausgewählt; aus ihnen ergab sich das Urteil. Man hatte, wie man sieht, die peinlichsten Vorsichtsmaßnahmen gegen Betrug und Beeinflussung ergriffen. Die Namen der Preisträger wurden im Theater bekanntgegeben. Die Preise bestanden aus einem Feuertanz und einem Ehrensold, dessen Höhe wir nicht kennen. Im allgemeinen wurden die Stücke nur einmal aufgeführt. Aber Wandtruppen brachten sie in Attika von Ort zu Ort; später führte man sie in anderen Theatern auf, denen das Theater in Athen als Vorbild diente. Schließlich bildeten die Stücke ein Repertoire, auf das man zurückgriff, als das dramatische Genie zu versiegen begann.

Die Zahl der Siege, die von den drei großen Dichtern, den einzigen, von denen wir Stücke besitzen, errungen wurden, ist uns bekannt. Aeschylus, der etwa zwanzig Tetralogien eingereicht hatte, das heißt etwa achtzig Stücke, wurde dreizehnmal Sieger. Sophokles, der dreißig Tetralogien, das heißt also hundertzwanzig Stücke, eingereicht hatte, erhielt achtzehn oder zwanzig erste Preise. Euripides, der dreiundzwanzigmal am Wettkampf teilnahm, wurde nur fünfmal zum Sieger erklärt. Dafür wurde im nächsten Jahrhundert Aeschylus vergeten und Sophokles vernachlässigt, während Euripides sich einer ungeheuren Beliebtheit erfreute.

Die industrielle Entwicklung Chinas.

Aus einem Artikel in „Sin Po (Wekelijksche Editie)“, Batavia.

Für den Durchschnittsausländer wird es eine Offenbarung sein, die vom chinesischen Gewerbeministerium herausgegebenen Industriellen Handbücher durchzublättern. Bis jetzt ist Teil I dieser Folge erschienen. Er behandelt die Provinz Kiangsu. In gleicher Weise soll im Laufe der Zeit für jede Provinz ein besonderer Teil herauskommen.

Kiangsu ist die chinesische Küstenprovinz, in der Schanghai liegt, und die industrielle Entwicklung dieses Gebietes zeigt aufs deutlichste, was in China in kürzester Zeit zuwege gebracht wurde.

Der Band enthält nur die in chinesischem Besitz befindlichen Unternehmungen, nicht aber ausländische.

Es ist natürlich nicht möglich, hier in wenigen Spalten den Inhalt eines Werkes von nahezu 1100 Seiten vollständig wiederzugeben; aber

Die Leistung des W. G. W. 1933/34



Die Unterstützung der notleidenden Volksgenossen durch das Winterhilfswerk.

Im Winter 1933/34 konnten durch das Winterhilfswerk insgesamt 16,6 Millionen Personen unterstützt werden. Das bedeutet, daß jeder vierte Einwohner Deutschlands im Gesamtdurchschnitt aus den Spendemitteln des Winterhilfswerks irgendwelche Sachwerte erhielt. Über 1 ½ Millionen freiwillige Helfer hatten sich zur Verfügung gestellt, um einmal die Mittel für das Winterhilfswerk aufzubringen und andererseits die Verteilung der Spenden durchzuführen.

auch schon die Biffen, die hier folgen, werden genügen, um dem Außenstehenden eine Vorstellung von dem zu geben, was in den letzten zwanzig Jahren im chinesischen Reiche vor sich gegangen ist.

Begonnen wir zum Beispiel mit dem chinesischen Bankwesen. In dieser einen Provinz Chinas findet man heute nicht weniger als 154 moderne chinesische Banken. In der Zeit von 1927 bis 1932 wurden nicht weniger als 73 neue chinesische Bankinstitute errichtet, und die chinesischen Bankpaläste stehen heute hinter ihren westlichen Kollegen nicht zurück. Es ist noch zu erwähnen, daß Schanghai auch der Sitz einer sogenannten Frauenbank ist, der „Shanghai Women's Commercial and Savings Bank“, die von einer Chinesin, Fräulein Nieh, geleitet wird. Soviel wir wissen, ist dies die einzige Frauenbank in ganz Asien. Von 1897 bis 1925 wurden in ganz China 225 chinesische Banken errichtet, davon 117 nach Gründung der Chinesischen Republik.

In Kiangsu befinden sich 231 Baumwollspinnereien, 162 Seidenfabriken, 140 Seidenwebereien, 17 Wollfabriken, 247 Strumpffabriken, 50 Handtuchfabriken, 25 Spitzenstofffabriken, 100 Filz- und Strohhutfabriken, 38 Gummischuhfabriken, 50 Parfümfabriken, 50 Zahnbürsten- und Kammfabriken, 48 Fabriken zur Erzeugung von elektrischen Ventilatoren, Lampen und verwandten Artikeln, 15 Fabriken, in denen Thermosflaschen, und 73, in denen allerlei verschiedene Eisen- und Metallwaren angefertigt werden.

Außerdem gibt es 47 Eisfabriken, 11 Streichholzfabriken, 6 Fabriken, in denen Aluminiumartikel hergestellt werden, 303 Zigaretten- und 16 Zigarettfabriken, 39 Konservenfabriken, 10 Fabriken, die Chemikalien erzeugen, 740 Delfabriken, 59 Fleischwarenfabriken, 28 Mehl- und 388 Reismühlen, 51 Metallgießereien, 98 Druckereien (unter denen sich die „Commercial Press“, einer der größten Verlage der Welt, befindet), 27 Kartonfabriken, 40 Glasfabriken, 26 Blechfabriken, 5 Farbenfabriken und 11 Tintenfabriken.

Damit sind wir aber noch nicht am Ende angelangt. Es gibt noch 15 Emailierwerke, 9 Grammophonfabriken, 35 Filmbetriebe, 1 Flugzeugfabrik, 22 Schiffswerften (darunter die Kiangnan-Werft, die bereits einige Kreuzer für die chinesische und einige Kanonenboote für die amerikanische Marine gebaut hat).

Die chinesische Industrie ist heute so weit, daß bereits chinesisches Bier, Champagner, „made in China“, und chinesische Rundfunkgeräte auf dem Markt erscheinen. Sie hat ferner bereits ihr erstes Automobil und schon seit langem Flugzeuge, Lokomotiven, Gewehre und Fallschirme hergestellt. Und chinesischer Zwieback der Ma-Pao-Chan-Werke wird bereits in Afrika und Amerika abgesetzt.

Der Korrespondent und sein Handwerkszeug.

Von Richard Golbs.

Kann man wohl vom Handwerkszeug eines Briefeschreibers sprechen? Selbstverständlich! Dabei denke ich gar nicht einmal an den Bleistift, die Schreibmaschine, den Briefbogen und den Notizblock. Es gibt viel wichtigere Dinge, die das Korrespondieren wesentlich erleichtern. Diese Hilfsmittel sind aber nur bei den wenigsten Briefeschreibern vorhanden oder so gut ausgebaut, wie es für rasches, zuverlässiges Arbeiten notwendig ist. Nennen wir die Dinge einmal beim Namen. Es sind: 1. die Ordnungsmappe, 2. die Terminmappe mit dem Kalender, 3. das richtige Notizbuch, 4. die Unterlagenmappe, 5. die Briefvorlagen, 6. die Wissenskartei.

1. Ohne Ordnungsmappe ist wohl noch kein Korrespondent ausgekommen. Sie soll dem Schreibtisch Ordnung und der Arbeit Uebersicht geben. Nichts ist widerlicher als ein Tisch mit durcheinanderliegenden Schriftstücken, und nichts ist unrationeller, als einen solchen Haufen zu bearbeiten. Deshalb wird die Ordnungsmappe (von der übrigens sehr gute Ausführungen in jeder besseren Schreibwarenhandlung zu erhalten sind) Kächer mit folgenden Bezeichnungen haben: Unerledigte Post, Eilpost, Post für Ferngespräche; Unterredungen a) mit Direktion, b) mit Reisenden, c) mit dem Betrieb; Diktatreise Post und ähnlichen je nach der Eigenart des betreffenden Büros gearteten Ueberschriften. Sind die Schriftstücke in die verschiedenen Kächer eingeordnet, so wird Uebersicht und rasches Finden gewährleistet sein. Die eilige Post ist von der gewöhnlichen getrennt. Zur Besprechung bei der Direktion oder am Telefon habe ich die dazu nötigen Briefe mit einem Griff in das Fach zur Hand.

2. Die Terminmappe. Auch davon bringt der Handel ausgezeichneten zum Verkauf. Diese Mappe hat Kächer für jeden Monat des Jahres und für die 31 Tage eines Monats. Aus dem Fach des beginnenden Monats werden die Schriftstücke unter die einzelnen Tage abgelegt, an denen sie zur Erledigung herausgenommen werden sollen. So wird der Inhaber gezwungen, die eingelegten Briefe und Vorkerzettel zu den bestimmten Tagen zu erledigen. Wer sich an ein sicheres Arbeiten mit der Terminmappe gewöhnt hat, wird nie Sorge darum haben, etwas zu vergessen. Diese Mappe wird unterstützt vom Tagesumlegekalender. Auf diesem Kalender hält man zweckmäßig im voraus die wichtigsten Arbeiten fest, die am kommenden Tage getan werden müssen.

3. Ein richtiges Notizbuch sollte jeder haben, nicht einen Zettelblock, von dem die erledigten Blätter weggerissen werden. Das Notizbuch soll einer Kladde gleichen. Alle stenographischen Notizen, die man sich bei Besprechungen und Ferngesprächen gemacht hat, oder irgendwelche Berechnungen werden ihr anvertraut. Wenn sich später einmal Irrtümer herausstellen, kann man ihnen leicht auf die Spur kommen. Auf den ersten Seiten dieses Buches vermerkt man auch, welche Briefe man in andere Abteilungen gegeben hat. Durch die Ordnungsmappe und diese Notizen ist der Korrespondent stets über seine Briefe und seine Arbeit unterrichtet. Er wird von der Überraschung verschont bleiben, einmal einen Brief von einer Abteilung zurückzuerhalten, der dort lange über

Gebühr liegengeblieben und dadurch nicht rechtzeitig beantwortet worden ist.

4. Die Unterlagenmappe enthält Preisliste, Lagerliste, Lieferzeitleiste, Zahlungsbedingungen, Lieferbedingungen, Aufstellungen der zu überwachenden Aufträge und Angebote sowie ähnliches. Jede Liste liegt in einem Fach. Ein Register ermöglicht mit einem Handgriff das Auffinden des gewünschten Unterlagenblattes. Auf diese Weise ist bei Besprechungen, beim Diktat oder beim Ferngespräch alles sofort zur Hand.

5. So vielgestaltig die Arbeit in fast jeder Briefwechselabteilung ist,

gibt es doch überall eine große Anzahl sich wiederholender Fälle, gleichgearteter Arbeiten. Anfragen, Angebote, Auftragsbestätigungen, Antworten auf Beanstandungen usw. enthalten viele regelmäßig wiederkehrende Sätze und Briefabschnitte. Diese sich wiederholenden Briefe, Abschnitte und Sätze bilden die Briefvorlagen oder, wie es auch von anderer Seite genannt wird, die vorgeformten Briefe. Sie werden zum ständigen Gebrauche auf Karten oder Bogen geschrieben, die in Karteiform oder in einem Ordner gesammelt werden. Jede Karte oder jeder Bogen enthält einen Abschnitt, einen Satz oder einen ganzen Brief und erhält jeweils eine Nummer. (Obwohl über diese Briefvorlagen bereits gute Aufsätze und Bücher geschrieben worden sind, sei dieses Gebiet der Vollständigkeit halber mit erwähnt.) Zur Uebersicht werden alle Vorlagen in Sachgebiete unterteilt, also, um ein Beispiel zu nennen: A: Anfragen, B: Angebote, C: Bestellungen, D: Auftragsbestätigungen, E: Versand, F: Beanstandungen usw.

In unserer Kartei oder dem Ordner mit dem Namen „Briefvorlagen“ finden wir also zum Beispiel unter B3 den Satz, der jeden Tag mehrmals zu schreiben ist:

„Diese Preise gelten für Lieferung ab Bahnhof,, ohne Verpackung, ohne Versicherung und ohne Zoll; im übrigen würden die beigegebenen Lieferbedingungen maßgebend sein.“

Beim Ansagen der Briefe hat der Korrespondent also nur die betreffenden Nummern anzugeben. Dadurch durchwewesentlich an Zeit gespart wird, ist

selbstverständlich und der Zweck dieser Einrichtung. Legen wir uns deshalb gerade die Briefvorlagen recht sorgfältig und umfangreich an!

Die sachliche Unterteilung der Briefvorlagen wird naturgemäß verschieden sein. Ein Korrespondent, der in einer Werkzeugmaschinenfabrik nur das Geschäft mit Drehbänken, nicht aber das mit Fräs- und Hobelmaschinen bearbeitet, wird seine Briefvorlagen anders ordnen und aufbauen als ein Kaufmann, der den gesamten Briefwechsel eines kleinen Betriebes führt.

6. Die Wissenskartei soll alles aufnehmen, was wir unter Mähen einmal gefunden haben und später wieder einmal wissen müssen. Jede Notiz wird auf einer kleinen Karte (Din A 6) festgehalten und unter einem Kennwort in der mit ABC-Leitkarten versehenen Kartei abgelegt.

Alle diese Hilfsmittel sind erprobt. Wer versteht, sie seinen Verhältnissen angepaßt zu verwenden, wird viel Zeit und Mühe sparen und immer reinen Tisch haben.

Ich tue Ew. Liebden kund und zu wissen, daß mich

beauftragt hat, Euch das Dezemberheft der schönen Zeitschrift „Das Werk“ auf den Weihnachtstisch zu legen und dafür Sorge zu tragen, daß im neuen Jahre allmonatlich ein Heft pünktlich bei Euch eintrifft.

Mit den besten Wünschen für ein gesegnetes Fest verbleibe ich Ew. Liebden stets wohlgenegter

**Weihnachtsmann
gez.: Ruprecht.**

Freude zu bereiten mit einer sinnvollen Weihnachtsgabe ist sicherlich Ihr sehnlichster Wunsch.

Denken Sie an die Stunden der Zerstreuung, Belehrung und Erhebung, die Ihnen „Das Werk“ geschenkt hat und beim Durchblättern immer wieder schenkt, und

Schenken Sie „Das Werk“!

Den Wert dieser Weihnachtsgabe können Sie am besten beurteilen.

Eine Postkarte mit genauer Anschrift des Absenders, des Empfängers und der Erklärung, daß der Jahresbezugspreis von 8,- RM. gleichzeitig auf das Postcheckkonto der Vereinigten Stahlwerke, Köln Nr. 76 210, mit entsprechendem Abschnittsvermerk überwiesen ist, genügt.

Wir übernehmen alles Weitere, nämlich die Verpflichtung — außer der Gewähr für regelmäßige Zustellung des Jahrganges 1935 in einem Schutzumschlag — der kostenlosen Zustellung des Dezemberheftes 1934 mit obenstehender Begleitkarte.

Bestellungen, die bis zum 20. Dezember bei uns einlaufen, werden bestimmt mit noch vor Weihnachten erledigt. Alle Sendungen werden nach Möglichkeit so zum Versand gebracht, daß sie am 24. Dezember d. J. in die Hände der Beschenkten gelangen.

Der Flussknocker

Geheimchriftsrätsel.

[Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]
 [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol] [Symbol]

Schlüssel:

1. [Symbol] = Planet, 2. [Symbol] = Prophet,
 3. [Symbol] = Berg im Harz, 4. [Symbol] = Schwimmvogel,
 5. [Symbol] = Klavier, 6. [Symbol] = Ort in Liechtenstein.

Buchstaben-Irrgarten.

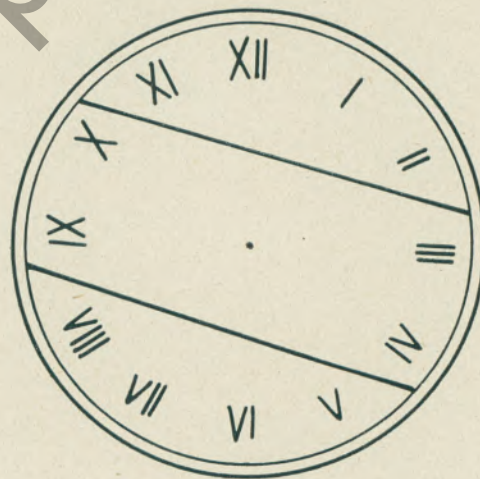
G	U	C	R
T		E	
E	G	H	N
D	T	U	
T	E	I	H
C		E	
H	I	N	T

Durch eine Linie, die sich an keiner Stelle kreuzen darf, sollen die 23 Buchstaben so verbunden werden, daß sie, fortlaufend gelesen, ein Sprichwort ergeben.

*

Lösungen aus dem Oktoberheft.

Zifferblattaufgabe.



Raspi.

(Rasten-Spiral-Silbenrätsel.)

Gefezlich geschügt.

1. Stiefel. 2. Glinte. 3. Schaden. 4. Weide. 5. Gulden. 6. Energie.
 7. Genick. 8. Hürde. 9. Leiter. 10. Nische. 11. Grieche. 12. Bregenz.
 Eine kühne Hand ergreift die fliehende Gelegenheit.

Geographisches Formenrätsel.

1. Greifswald. 2. Heidelberg. 3. Wiesbaden. 4. Persante. 5. Wis-
 mar. 6. Eisenach. 7. Alie.

Was drei wissen, wissen alle.

Silbenrätsel.

1. Wiesbaden. 2. Anemone. 3. Sudermann. 4. Garibaldi. 5. Reineke.
 6. Onkel. 7. Einrock. 8. Strategie. 9. Einerlei. 10. Telramund.
 11. Ungarn. 12. Notar. 13. Begonie. 14. Eisberg. 15. Stearin.
 16. Chiromantie. 17. Waldkauz. 18. Architekt.
 Was Große tun, beschwägen gern die Kleinen.

Verändert.

Fröhlich zieht er seine Straße
 Mit Genossen, oft allein,
 Doch wenn er den Kopf verliert,
 Wird er gleich ein anderer sein.

Röffelsprung.

	res	hal	das	nur	wie	dich	
aus	rät	uuu	mea	te	kel	nicht	nur
rau	ne	zu	dun	war	nicht	nur	still
sel	auch	um	for	hor	das	stumm	bitt
ta	schen	chen			schen	hal	doch
schen	die	dich	war	treibt	dich	re	sche
wie's	fon	anf	gen	ge	o	ist	te
	tau	fra	dor	wort	fra	bleibt	

Denkaufgabe.

Ein Pflasterstein wiegt zwei Kilo und einen halben Pflasterstein. Wie-
 viel wiegen vier Pflastersteine?

XI/47

527

Die Botenfliehertrommel

enthaltend die bymellen im versprochenen Monat einer kranken Gollwage



Rundverkehr.

Dame: „Ich suche jemand zum Kohlschleppen, Ofenheizen, Rasenmähen und Blumenpflegen. Außerdem muß er auf die Kinder achten und das Geschirr abwaschen. Keine Arbeit darf ihm zuviel sein. Bedingung ist, daß er gut aussieht, nüchtern und nicht über dreißig ist.“
Angestellter: „Verzeihung, gnädige Frau, Heiratsanzeigen nehmen wir nicht auf.“
(Die Woche.)

Das Geschenk.

Vortragender: „Luther bediente sich bei der Bibelübersetzung des von der kurfürstlichen Kanzlei angeordneten ‚Meißnischen‘, so daß also die Sachsen sich rühmen können, unserem Volke das Hochdeutsch geschenkt zu haben.“
Zuhörer: „Sonderbare Leute, die Sachsen! Das Hochdeutsch verschenken sie, und den Dialekt behalten sie!“
(Blätter vom Hause Henkel.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. M. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 8 M., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 M., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 M., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unüberlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

Elschen ist unartig; schreiend wirft sie sich auf den Fußboden und strampelt mit den Beinen.
Vater: „Wenn du jetzt nicht sofort aufstehst, sperre ich dich in den Hühnerstall!“
Elschen (in heller Wut): „Und hier lege ich euch doch nicht!“ (Kölnische Illustrierte.)

*

Schlagfertige Antwort.

In der Obertertia wird Schillers Blocke besprochen, und man kommt zu der Stelle:

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig steht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Auf die Frage des Lehrers, wann es wohl der Fall wäre, daß ein Mensch seine Werke müßig und bewundernd untergehen sieht, herrscht zunächst tiefes Schweigen; dann tönt plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund: „Wenn er gut versichert ist.“
(Kölnische Illustrierte.)

*

„Sie waren mit dem neuen Pfarrer auf der Jagd? Wie benahm er sich denn?“
„Oh, Ehrwürden schoß wunderbar, aber Gottes Vorsehung war mit den Hasen!“
(Illustrierter Beobachter.)

*

„Martin, hat dir der Schmidt nun endlich das Gebiß bezahlt, das du ihm doch schon vor einem Jahr gemacht hast?“
„Bezahlt? Der? Ausfallend ist er geworden, als ich ihn persönlich mahnte. Das hättest du hören sollen! Während mit den Zähnen hat er geknirscht, mit meinen Zähnen!“ (Koralle.)

*

Rams war nicht schön, aber schlau.
Lediglich ersteres hatten zwei junge Damen festgestellt, die ihm in der Eisenbahn gegenüber saßen. Sie erzählten sich hörbar, daß Rams eine schiefe Nase habe, daß seine Ohren gräßlich seien, und auch an seinen Haaren ließen sie nichts Gutes. Das wurmte Rams.
Da kam ein Tunnel. In der Dunkelheit küßte Rams zweimal seinen Handrücken, daß es nur so knallte.
Als es wieder hell wurde, waren die Damen verstummt, dann betrachteten sie sich giftig.
Das genügte Rams noch nicht.
Als er ausstieg, sagte er: „Wenn ich nur wüßte, welche von den beiden Damen mich geküßt hat!“
(Münchener Illustrierte Presse.)

*

Schweigsame Fahrgäste.

In Zurückhaltung und Schweigsamkeit konnten sich die beiden Herren nicht mehr überbieten. Sie saßen sich bereits stundenlang in einem Eisenbahnabteil gegenüber, ohne ein Wort zu sagen.

Plötzlich sagte der eine: „Ihre Perücke, entschuldigen Sie, Ihre Perücke ist Ihnen aufs linke Ohr gerutscht!“
„Na, und wenn“, bellte der andere, „Ihre rechte Jackentasche raucht schon seit fünf Minuten, und ich habe Sie auch nicht belästigt!“
(Münchener Illustrierte.)

Weit über den Leserkreis hinaus . . .

Der Leserkreis:

Hermann Stegemann, Luzern:

„Ihrer ausgezeichneten Monatschrift ‚Das Werk‘ möchte man größte Verbreitung wünschen.“

Betriebsdirektor W. St., Koblenz:

„Wegen seines vorzüglichen Inhaltes aus allen Gebieten wahrhaft deutscher Kultur wird die Zeitschrift nicht nur vom Techniker, sondern auch von den Mitgliedern der Familie freudig erwartet und gern gelesen.“

Direktor Dr. W. R., Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Berlin:

„... Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen ein sehr lebhaftes Kompliment über diese wirklich sehr gelungene und hervorragend ausgestattete, hochinteressante Zeitschrift zu machen ... Ich muß Ihnen ganz offen gestehen, daß ich seit längerer Zeit etwas derartig Schönes und Interessantes nicht mehr gesehen habe.“

Über den Leserkreis hinaus:

Ulmer Tageblatt:

„... eine Kulturzeitschrift im besten Sinne ...“

Neuer Görlitzer Anzeiger:

„Diese wunderschöne Zeitschrift ... gehört zu den kulturell wertvollsten Erscheinungen ... Man staunt immer wieder aufs neue, wieviel Schönes jedes Heft enthält und wie vielseitig der Inhalt ist.“

Zwickauer Neueste Nachrichten:

„Für Bildung, Besinnung und Kultur eine der besten deutschen Zeitschriften, reich und vornehm bebildert, vielseitig und wertvoll.“

Münchener Zeitung:

„Die Vereinigten Stahlwerke in Düsseldorf gestalten ihre Monatschrift ‚Das Werk‘ in anerkannter Weise immer mehr zu einer Kunstzeitschrift aus und verschaffen dadurch ihren Beamten und Arbeitern die Möglichkeit, jenseits des grauen Arbeitstages mit einer scheinbar fremden Welt in Berührung zu kommen.“

Westfälische Landeszeitung, Rote Erde, Dortmund:

„‚Das Werk‘ hat nach wie vor ein bestechendes kulturelles Niveau.“

Schleswiger Nachrichten:

„‚Das Werk‘ entwickelt sich immer mehr zu einer der besten deutschen Kulturwartten.“

Münchener Zeitung:

„‚Das Werk‘ beweist, wie ausgezeichnet sich künstlerische Form, Heimatgefühl und die Technik des Großbetriebes vereinigen und als geschlossene künstlerische Einheit darstellen lassen.“

Völkischer Beobachter, München:

„In der Vielzahl der Wertzeitschriften nimmt die Monatschrift ‚Das Werk‘ zweifellos eine hervorragende Stellung ein. Gestaltung und Ausführung, Beitragwahl und vor allem eine vorzügliche Bildwiedergabe lassen diese Zeitschrift jedem, der für Literatur und Kunst, Industrie und Wirtschaft, Politik und persönliches Erleben Verständnis und Sinn hat, wertvoll erscheinen.“

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin:

„Der Inhalt umfaßt so ziemlich das gesamte schaffende Leben der Gegenwart und bringt für jedermann eine Fülle gediegenen, belehrenden und doch unterhaltenden Stoff ...“

Schleswiger Nachrichten:

„Schon oft nahmen wir Gelegenheit, auf diese vorbildliche Monatschrift hinzuweisen, die vielleicht einzig in ihrer Art in Deutschland dasteht ... Es ist immer ein Genuß und eine Freude, die reichbebilderten ‚Werk‘-Hefte zu lesen.“

Deutsche Zeitung, Berlin:

„Aus dieser Schrift sprechen in Wort und Bild hohe kulturelle Werte. Beste Beiträge aus allen Lebensgebieten, aus Wirtschaft, Technik, Geschichte, Kultur, Kunst und Unterhaltung schmücken das Heft ... Herrliche, phototechnisch vorbildliche Aufnahmen illustrieren jeden Beitrag, zieren das Heft und machen es zu einem Kunstalbum der Zeit.“

wird unser Bestreben, „Das Werk“ immer mehr zu einer
die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart
erfassenden Rundschau

auszubauen, von allen Seiten anerkannt.

Neben der vielfach ein Jahrzehnt überdauernden Treue des größten Teiles unserer Leserschaft ist erste Voraussetzung für den von uns angestrebten weiteren Ausbau die Gewinnung neuer „Werk“-Freunde.

Wer „Das Werk“ noch nicht kennt, wird für einen Hinweis dankbar sein, daß er bei den Verteilungsstellen, durch Bestellung beim Verlag oder durch jede deutsche Buchhandlung im In- und Ausland kostenlos und unverbindlich ein Probeheft erhalten kann, um sich selbst ein Urteil über „Das Werk“ zu bilden.

Werben Sie im Bekanntenkreise für „Das Werk“! Die Erhöhung der Auflage kommt dem Leserkreise zugute, denn

jede Erhöhung bedeutet Verbesserung des Inhaltes
und der Ausstattung.

Über 500 Werbeprämien:

5 handschriftlich signierte Originalradierungen,
10 fotomillierte Handzeichnungen und Kupferstiche alter und neuer Meister aus der Reichsdruckerei,
20 Bücher (Romane, Novellen, Reisebeschreibungen usw.),
25 Halbjahresfreibzüge der Zeitschrift „Das Werk“,
50 Vierteljahresfreibzüge der Zeitschrift „Das Werk“,
150 Einbanddecken und Sammelmappen,
250 Sonderdrucke der im Septemberheft veröffentlichten Totenmaske des verstorbenen Reichspräsidenten
warten in diesem Jahre darauf, verteilt zu werden.

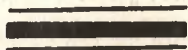
Die Anwärter?

Jeder „Werk“-Leser, der bis spätestens zum 20. Dezember mindestens einen Neubezieher für das Jahr 1935 geworben hat.

Die Verteilung der Werbeprämien erfolgt ihrem Werte entsprechend nach der Zahl der neugeworbenen Bezieher.

Zwei wertvolle gerahmte Originalradierungen werden außerdem unter alle Prämienanwärter ohne Rücksicht auf die Zahl der geworbenen Bezieher verlost.

**„Das Werk“
steht die Sonne
nicht untergehen**



Das Werk



Monatschrift
für
Wirtschaft und Kultur

**Sein Leserkreis
erstreckt sich
über:**



Argentinien, Australien, Belgien, Bolivien,
Brasilien, Britisch-Indien, Bulgarien, Chile,
China, Columbien, Dänemark, Danzig, England,
Finnland, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien,
Japan, Lettland, Litauen, Luxemburg, Neuseeland, Nieder-
indien, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Rumänien, Ruß-
land, Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Ungarn, USA.

Über siebenunddreißig europäische und außereuropäische Länder
ist die große Gemeinschaft der „Werk“-Leser verbreitet, deren lang-
jährige Treue das einstimmige Urteil der deutschen und auslän-
dischen Tagespresse bestätigt:

„ eine der besten deutschen Kulturzeitschriften“,

die

„in bunt wechselnder Reihe Beiträge aus allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Kultur, aus Technik und Wissenschaft, aus Kunst und Literatur, aus Wirtschaft und Volkstum bringt“. (Münchener Neueste Nachrichten)

„gediegen und reich ausgestattet, bestrebt ist, von allem nur das Beste zu bieten“. (Schwäbischer Merkur, Stuttgart)

„den Berufs- und Wissenkreis des Kaufmanns und Technikers in Beziehung zum wissenschaftlichen Hintergrund des Gegenwartsbewußtseins, zu den Grundlagen der Wirtschaftserkenntnis, zur Weltübersicht bringt“. (Rölnische Zeitung)

„auf klarer Grundlage aufgebaut und bemüht ist, dem Gebildeten in den Wirrnissen unserer Tage einen Ruhepunkt zu geben, und zwar nicht nur dem Leser, der inmitten der Industrie steht oder Berührungspunkte dazu hat, sondern darüber hinaus jedem, der sich ein Bild machen will von jenen Kräften, die mit in erster Linie dazu berufen sind, am Wiederaufbau zu helfen“. (The New Era, New Ulm, USA.)

„den Ausdruck eines wirklich völkischen Bewußtseins widerspiegelt, nicht propagandamäßig hineingetragen, rellame-
mäßig aufgezogen, sondern unauffällig durchgestaltet, so daß eine große deutsche Linie eingehalten wird, die nicht eng begrenzt, sondern weiten Horizont zeigt, wie all das, wo es wirklich um künstlerische Gestaltung eines deutschen geistigen Momentes geht“. (Krefelder Zeitung)

kurz gesagt, „vorbildlich ausgestattet und von hoher, durchaus unparteiischer Werte geleitet, mit Recht als eine der vornehmsten Monatschriften gilt, die heute in Deutschland herauskommen“. (Deutsche Zeitung, Sao Paulo)